

Deutsche Gesellschaft zum Studium Osteuropas  
Komitee zur Pflege der kulturellen Beziehungen zwischen  
Deutschland und der Republik der Wolgadeutschen

---

Veröffentlicht mit Unterstützung der Deutschen Akademie

# Die Deutschen in Sibirien

Reise durch die deutschen Dörfer Westsibiriens

Von

Dr. Helmut Anger



1930

---

Im Ost-Europa-Verlag, Berlin W. 35 und Königsberg Pr.

## Vorwort.

Die in diesem Buche geschilderte im Jahre 1926 unternommene Reise ist mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft (Deutsche Gemeinschaft zur Erhaltung und Förderung der Forschung) unternommen worden. Sie galt der Aufhellung der Bedeutung und Eigenart des vom deutschen Volke und der Wissenschaft bis jetzt noch kaum beachteten Deutschtums in Sibirien. Mit der Gewährung der Beihilfe für die Reise hat die Notgemeinschaft dem Wissen um die Verbreitung des deutschen Volkstums gedient. Ihr sei an dieser Stelle der Dank dafür ausgesprochen. Großen Dank schulde ich ebenso der Deutschen Akademie dafür, daß sie die Veröffentlichung dieses Buches ermöglicht hat. Schließlich möchte ich meinem verehrten Lehrer, Herrn Geheimrat von Drygalski in München, meine besondere Verbundenheit dafür ausdrücken, daß er mir wie stets so auch anläßlich der Drucklegung dieses Buches mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat.

Dr. Helmut Anger,  
Königsberg Pr.

# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort . . . . .	V
Einleitung . . . . .	1
1. Kapitel: Das Deutschtum in Sibirien . . . . .	8
2. „ Reise durch deutsche lutherische Dörfer bei Omsk . . . . .	13
3. „ Auf dem Irtytsch nach Pawlodar . . . . .	29
4. „ Fahrt durch deutsche Dörfer von Pawlodar nach Slawgorod . . . . .	31
5. „ Deutsche Dörfer nördlich und südlich des Kuhunda-Sees . . . . .	37
6. „ Nowo Sibirsk . . . . .	50
7. „ In den Altai . . . . .	54
8. „ Deutsche Dörfer bei Rubzowka und Semipalatinsk . . . . .	70
9. „ Zum Baikalsee . . . . .	76
10. „ Rückreise nach Moskau . . . . .	82
11. „ Leningrad (Petersburg) . . . . .	85
Anhang: Übersicht über die deutschen Siedlungen in Sibirien zur Zeit der Volkszählung vom 17. Dezember 1926 . . . . .	91
Benutzte Literatur . . . . .	102

# Verzeichnis der Abbildungen.

- Abb. 1. An der Moskwa in Moskau.  
„ 2. Die Erlöserkirche in Moskau.  
„ 3. Die Basilius-Kathedrale in Moskau.  
„ 4. Blumenbildnis Dsershinskijs auf dem Swerdlowplatz in Moskau.  
„ 5. Zusammenfluß von Wolga und Oka in Nishnij-Nowgorod.  
„ 6. Waßil-Sursk an der Wolga.  
„ 7. Auf der Wolga.  
„ 8. Das Wintertheater in Omsk.  
„ 9. Lehmhütten am Stadtrande von Omsk.  
„ 10. Ukrainische Schauspielertruppe in Omsk.  
„ 11. Kirgisen vor ihrer Jurte.  
„ 12. Geflochtene Zäune und Lehmhäuser (Warenburg).  
„ 13. Deutsche Bauernmädchen in Sonntagskleidung in Schilling.  
„ 14. Kamele vor der Mähmaschine (Warenburg).  
„ 15. Zubereitung des Lehms zum Hausbau (Alexandrowka).  
„ 16. Der Birkenhain von Pobotschnoje.  
„ 17. „Papa Wittig“ und seine Frau (Pobotschnoje).  
„ 18. Wittig und sein Wagen am See Teke.  
„ 19. Pawlodar am Irtytsch.  
„ 20. Windmühlen in der Stadt Pawlodar.  
„ 21. Kirgisen-Aul bei Pawlodar.  
„ 22. Zwei mennonitische Bauern.  
„ 23. Baumreihen an der Dorfstraße von Nadarowka.  
„ 24. Dreschen mit dem sibirischen Dreschstein (Reinfeld).  
„ 25. Mennonitischer Blumengarten (Nadarowka).  
„ 26. Die Schule des deutschen katholischen Dorfes London.  
„ 27. Die Beerdigung des Lehrers in London.  
„ 28. Der Sarg wird zum Friedhof getragen (London).  
„ 29. Auf die Hauswand aufgemalte Fensterläden (London).  
„ 30. Knochen eines von Wölfen zerrissenen Pferdes auf der Steppe.  
„ 31. Friedhof von Alexanderheim.  
„ 32. Wandbemalung in einem Hausflur in Alexanderheim.  
„ 33. Das Lenin-Haus in Nowo Sibirsk.  
„ 34. „Dworez Truda“ (Arbeitsamt, Arbeiterklub u. Kino) in Nowo Sibirsk.  
„ 35. Bijsk.  
„ 36. Am Katun bei Srostki.  
„ 37. In Alexandrowskoje im Altai.  
„ 38. Am Katun zwischen Tschesposch und Mansherok.  
„ 39. Ein Altajer in seiner Jurte.  
„ 40. Altaischer Weinbehälter (Tashur).  
„ 41. Hotel in Rubzowka.  
„ 42. Verschneites Haus im deutschen Dorf Saratow.  
„ 43. Maritui am Baikalsee.  
„ 44. Ufer des Baikalsees am Schamanenstein bei Kultuk.

An m.: Außer Abbildung 17 ist noch keines dieser Bilder bisher veröffentlicht worden. Sämtliche Bilder sind Aufnahmen des Verfassers.

## Einleitung.

Meiner Reise nach den deutschen Siedlungen Sibiriens ging ein vierwöchentlicher Aufenthalt in Moskau voraus. Ich wollte in den dortigen Bibliotheken das Deutschtum in Rußland und vor allem das Sibiriens studieren und die Stadt selbst und ihr Leben möglichst gründlich kennen lernen. Trotz eifrigsten Suchens war nur wenig Literatur über mein Thema in den Bibliotheken zu finden. Über das sibirische Deutschtum gibt es ja noch heute sehr wenig Veröffentlichungen, über das Südrußlands und die Wolgadeutschen etwas mehr.

Ich besichtigte auch die Moskauer Museen, vor allem die herrliche Tretjakowskij-Galerie, das Museum der bildenden Künste, das Historische und das Revolutionsmuseum. In allen waren viele Besucher und ganze Schulklassen, denen von Lehrern oder Lehrerinnen die wichtigsten Dinge eingehend erläutert wurden. Im Revolutionsmuseum besprach ein Lehrer mit seiner Schulklasse das Bildnis des Mörders Alexanders II. und lobte sehr die tapfere Haltung des Attentäters bei seiner Hinrichtung und den ganzen heldenhaften Mord. Die Museen haben in ganz Sowjetrußland einen großen Aufschwung genommen, weil große Mengen von Kunstgegenständen oder von interessantem wissenschaftlichem Material aus ehemaligem Privatbesitz in die Museen überführt und damit der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden sind.

Vor dem Mausoleum Lenins auf dem Roten Platz stand jeden Abend eine große Menschenmenge, weil von acht Uhr abends an der geistige Führer des Bolschewismus in seinem Glasarge zu sehen war. Bei der „Gesellschaft für kulturelle Verbindung der Sowjetunion mit dem Auslande“ wurde ich gefragt, ob ich nicht auch Lenins Ruhestätte besichtigen wolle und bekam sofort eine Bescheinigung, daß ich außerhalb der Reihe in das Mausoleum gehen dürfe. Ich nutzte diese Gelegenheit aus. Der von einer Ehrenwache behütete kleine Raum enthielt außer dem Sarge die Fahne der kommunistischen Internationale und das Banner der Pariser Kommune von 1871. Lenin, ein kleiner Mann mit gelber Gesichtsfarbe, lag friedlich und so gut erhalten, als sei er vorgestern gestorben, in seinem Sarge. Es ist ein weitverbreiteter russischer Volksglaube, daß der Körper eines Heiligen nicht verwest und wie ich später hörte, soll das ein Grund dafür sein, daß man die einbalsamierte Leiche Lenins so lange Jahre hindurch dem Volke zeigt.

Natürlich war es mein größter Wunsch, mir den Kreml ansehen zu können, aber weil dort gerade ein Parteikongreß tagte, bekam ich erst Anfang August die Erlaubnis zur Besichtigung und durfte mich einer Partie von Ausländern anschließen, die durch den Kreml geführt wurde. Er ist Sitz der Sowjetregierung und wird deshalb immer streng militärisch bewacht. Obwohl ich ihn nur ziemlich flüchtig kennen lernen konnte, gaben doch seine schönen, von keiner modernen oder sonstwie nicht dahinpassenden Architektur gestörten Gebäude und Plätze den lebendigen Eindruck eines Mittelpunktes der Weltgeschichte.

Die „Gesellschaft für kulturelle Verbindung der Sowjetunion mit dem Auslande“ veranstaltete hin und wieder Führungen von Ausländern durch Mustereinrichtungen. Das eine Mal wurde ein sehr sauberes und ordentliches Sanatorium für Arbeiter gezeigt, ein andermal das Gefängnis in Lefortowo. Uns wurde gesagt, das Gefängnis enthalte nur gewöhnliche Verbrecher, aber durch Gespräche mit Gefangenen konnten wir feststellen, daß es sich hauptsächlich um politische Häftlinge handelte, die acht bis zehn Jahre zu verbüßen hatten. Dort saß ein ehemaliger zaristischer Offizier, ein Geistlicher, dem Aufhetzung der Bauern zur Last gelegt war, ein Portier, der zur Zarenzeit revolutionäre Arbeiter an die Gendarmerie verraten hatte usw.

Für jeden Neuling ist das bunte Gewimmel des Moskauer Straßenlebens außerordentlich interessant. Alle Völker des Ostens sind da vertreten. Wenn man die russische Sprache beherrscht, wird man ständig auf der Straße in lange Gespräche verwickelt. Moskau macht den Eindruck einer mit Menschen überfüllten Stadt. Als Regierungshauptstadt zieht es die Massen wie ein Magnet an, denn dort gibt es Verdienstmöglichkeiten jeder Art. Die Folge davon ist sehr große Wohnungsnot. Nach der Volkszählung vom 17. Dezember 1926 hat Moskau 2 018 286 Einwohner. Es wurde dort im Sommer 1926 viel gebaut, hauptsächlich Regierungsgebäude, Kinos und Arbeiterklubs. Das „Institut Lenins“ und das neue Hauptpost- und Telegraphenamts waren damals im Werden.

Nur während der ersten Woche meines Moskauer Aufenthaltes wohnte ich im Hotel. Dann bekam ich durch Vermittlung der „Gesellschaft für kulturelle Verbindung der Sowjetunion mit dem Auslande“ für drei Wochen einen Platz im „Hause der Gelehrten“. Es erwies sich als eine sehr lobenswerte und praktische Einrichtung. Vor allem war es sauber. Ich wohnte mit dem russischen Hydrologen Kopylow und mit dem ungarischen Archäologen Fettich auf einem Zimmer.

Als ich am 21. Juli vormittags zur Lenin-Bibliothek, dem ehemaligen Rumjanzew-Museum, ging, hatten sehr viele Gebäude rote Fahnen mit Trauerrändern und schwarzen Bändern geflaggt. Bald erfuhr ich, daß am Nachmittag vorher Derschinskij gestorben war. Derschinskij's Tod war nach dem Le-

nins der schwerste Verlust für den Sowjetstaat. Seine Leiche war im Gewerkschaftshause aufgebahrt. Ein gewaltiger Menschenstrom zog an der Bahre vorbei, um den Toten zu sehen. Am Nachmittag des nächsten Tages war die Beerdigung auf dem Roten Platz. Das Grab befand sich in nächster Nähe des Mausoleums Lenins. Der Platz und seine Umgebung war durch große Truppenmengen abgesperrt. Ich kam aber sehr gut durch die Absperrung hindurch. Ich brauchte nur zu sagen: „Ich bin Ausländer; hier ist mein Paß“ und wurde sofort durchgelassen. Nach längerem Warten nahte sich der Trauerzug. Der rot gestrichene Sarg wurde von Regierungsmitgliedern getragen, die dann vom Dach des Mausoleums Ansprachen hielten, die gleichzeitig durch große Radiolautsprecher auf den weiten Platz übertragen wurden. Zuerst sprach der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare Rykow, dann Bucharin, der Kommunist Remmele in deutscher Sprache, Tomskij, der Kriegskommissar Woroschilow, Trilisser, Kwiring, Uchanow vom Moskauer Sowjet und zuletzt der Pole Boguzki. Trotzki stand etwas abseits von den anderen bolschewistischen Führern. Es wurden Kanonenschüsse abgegeben, und in der Ferne heulten die Fabriksirenen. Zum Schluß zog die gesamte gewerkschaftlich organisierte Bevölkerung Moskaus in endlosen Demonstrationssägen über den Roten Platz.

Am 6. August hatte ich die sehr heißen und staubigen, aber schönen Wochen meines sommerlichen Moskauer Aufenthaltes hinter mir und stieg, nachdem ich alle Vorbereitungen für die weitere Reise erledigt hatte, abends in den Schnellzug nach Nishnij Nowgorod.

Zu besonderem Dank bin ich den Herren von der Deutschen Botschaft in Moskau verpflichtet, die mich während der ganzen Zeit mit Rat und Tat unterstützt haben.

Am nächsten Morgen kam ich in Nishnij Nowgorod an. Es liegt am Zusammenfluß der mächtigen Ströme Wolga und Oka. Ein großer Teil der Stadt liegt auf den hohen Uferbergen, die beide Ströme an ihren rechten Seiten begleiten, aber auch das Ufer am Fuße der Berge ist dicht bebaut. Auf dem flachen Gelände, das zwischen beiden Flüssen einen ziemlich spitzen Winkel bildet, steht der Stadtteil der berühmten Messe. Nishnij Nowgorod besteht also aus Ober-, Unter- und Messestadt. Die beiden zuletzt genannten Teile sind durch eine große Schiffsbrücke miteinander verbunden. Ich war gerade zur Zeit der Messe in Nishnij Nowgorod. In dem mächtigen Hauptgebäude herrschte lebhaftester Betrieb. Die große Mehrzahl der anderen Messegebäude lag jedoch einsam und tot da; sie war zur Revolutionszeit niedergebrannt worden und noch nicht wieder aufgebaut. An einigen Häusern an der Uferstraße der Oka war mit schwarzen Strichen angezeichnet, wie hoch das Wasser im Juni 1926 gestiegen war. Es muß ein ganz außerordentliches Hochwasser gewesen sein.

Abends fuhr ich mit dem Dampfer „Rachmaninow“ von Nishnij Nowgorod ab. Von den Strahlen der untergehenden Sonne beschienen, sah die am Flusse und auf den Bergen sich weit dahinziehende Stadt beinahe märchenhaft schön aus. Die lange Wolgafahrt von Nishnij Nowgorod bis Samara auf dem großen und bequem eingerichteten Schiff war eine rechte Erholung. Ich lernte auf ihr den russischen Schriftsteller Konstantin Fedin kennen, der während des Krieges als Zivilgefangener in Deutschland gewesen war und sich mit großer Hochachtung über unser Vaterland äußerte. Die Flußreise führte durch das autonome Gebiet Mari, das von dem oberflächlich christianisierten wolgafinnischen Volksstamm der Tscheremissen bewohnt wird (18 900 Quadratkilometer mit 48 200 Einwohnern) und durch die autonomen Republiken der Tschuwaschen (15 400 Quadratkilometer mit 894 000 Einwohnern) und Tataren (66 100 Quadratkilometer mit 2 589 000 Einwohnern). Die Tschuwaschen sind aus einer Vermischung der Tscheremissen mit tatarischem Blut entstanden und sprechen einen tatarischen Dialekt.

Auf beiden Seiten des Stromes war viel Wald zu sehen. Immer hatten wir rechts von uns das hohe Bergufer, links das niedrige Wiesenufer. Während der Aufenthalte wurden gewöhnlich landwirtschaftliche Maschinen ausgeladen. An der Kamamündung begegneten wir einer ganzen Karawane von Petroleumschiffen, die das Petroleum von Baku zum mittlerrussischen Industrieviertel beförderten. Beim Einkaufen an der Dampferhaltestelle von Uljanowsk wurde ich plötzlich von einem Manne in deutscher Sprache angesprochen. Es war ein deutscher Bauer aus der Wolgarepublik. So traf ich also hier zum ersten Male auf das deutsch-rußländische Kolonistentum, dessen Studium in Sibirien das Ziel meiner Reise war. Uljanowsk hieß früher Simbirsk; es ist nach Lenin umbenannt worden, dessen Heimatstadt es war. Gleich nach der Abfahrt von Uljanowsk kamen wir unter der dortigen großen Brücke durch; dabei durfte sich kein Passagier auf dem Schiffsdeck zeigen, und alle Kabinenfenster mußten geschlossen werden. Gerade in bezug auf die Brücken ist mir aufgefallen, daß Sowjetrußland sich sozusagen in einer Art von Kriegszustand befindet. Jedesmal, wenn ein Dampfer oder ein Zug eine Brücke passierte, mußten die Fenster geschlossen werden, auch wenn es eine weniger bedeutende Brücke war. Alle größeren Brücken waren an beiden Enden mit starken Stacheldrahtverhauen versehen, und es war verboten, sie zu photographieren. Man durfte nichts photographieren, was irgendwie mit den Eisenbahnen zusammenhing, außerdem keine Gebäude der Armee und Flotte und der Tscheka und auch nicht den Moskauer Kreml. Um überhaupt photographieren zu können, mußte man sich in jedem neuen Gebiet eine neue behördliche Erlaubnis verschaffen, die nur für das betreffende Gebiet und für eine bestimmte Zeit galt. Allerdings



habe ich diese Erlaubnisscheine niemals vorzeigen brauchen und überall ungestört photographieren können.

Am Morgen des 10. August näherten wir uns der großen Stadt Samara. Die Landschaft hatte sich gegenüber der von gestern und vorgestern stark verändert: an Stelle des flachen Wiesenufers der linken Stromseite waren bedeutende Hügel getreten, unter ihnen als größter der Berg Zarew Kurgan. Wir hatten jetzt also Berge auf beiden Seiten. Man sah hier auch viel weniger Wald als an den vorhergehenden Tagen; der Wald wechselte mit geräumigen Steppenflächen ab: hier sah ich zum ersten Male die russische Waldsteppe. Unterhalb von Samara hat dann die Wolga wieder das niedrige Wiesenufer an ihrer linken Seite.

In Samara fuhr ich mit der elektrischen Straßenbahn zum Bahnhof und sah dort, daß eine große Volksmenge vor dem einzigen Schalter stand, der zudem noch geschlossen war. Nach Überwindung einiger Schwierigkeiten gelang es mir, zum Stationsvorsteher vorzudringen und eine Bescheinigung darüber zu erlangen, daß ich außerhalb der Reihe die Fahrkarte bekommen dürfe. Vor dem Schalter stellte es sich dann heraus, daß eine ganze Anzahl von Leuten dieselbe Erlaubnis hatte und daß der Schalter erst viel später geöffnet werden sollte. Es galt also, im stärksten Gedränge noch mehrere Stunden vor dem Schalter zu stehen. Hier wie auch sonst oft auf meiner Reise hatte ich Gelegenheit, die außerordentliche Geduld der Russen zu beobachten. Bewundernswert waren die Frauen, die Stunde für Stunde mit einem Kind auf dem Arm ruhig dastanden und warteten. Sie wurden nicht ungeduldig oder nervös oder schlechter Laune. Ich habe überall auf meiner Reise den Eindruck gehabt, daß die russischen Frauen gute Mütter sein müssen.

Der beschleunigte Personenzug führte mich durch ebene Waldsteppenlandschaft. Bald passierte er den großen Bahnhof Kinel, wo zwei der längsten Bahnlinien der Erde sich trennen: nach Nordosten führt hier die Sibirische Bahn, nach Südosten die Linie über Orenburg nach Taschkent. Nordöstlich von Kinel waren nördlich der Bahnlinie noch kleine Waldstückchen zu sehen, südlich davon erstreckte sich bis zum Horizont offene Steppe. Gegen Abend traten kahle flache Höhenzüge an Stelle der ebenen Steppe. Hier begann das Gebiet der Autonomen Baschkirenrepublik. Ich sah einige Dörfer mit kleinen Moscheen, auch zum ersten Mal ein Fuhrwerk mit einem zweihöckerigen Kamel als Vorspann.

Am nächsten Morgen beschien die Sonne eine hügelige bewaldete Gegend, und bald hielt der Zug in Ufa, der Hauptstadt der Baschkirenrepublik (154 300 Quadratkilometer mit 2 741 000 Einwohnern). Die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Baschkiren, Russen und Tataren; es gibt hier aber auch Angehörige vieler anderer Volksstämme. Die Baschkiren sind wie die Ta-

taren, mit denen sie auch sprachlich verwandt sind, Mohammedaner und von ausgeprägt mongolischem Typus.

Ufa liegt sehr schön auf einem Bergabhang über dem Zusammenfluß der Ströme Belaja, Ufa und Dema. Hinter der Stadt begann der Aufstieg zu den Ausläufern des Uralgebirges. In den Einschnitten der Bahnlinie zeigte sich anstehender Fels. Bei sehr trübem regnerischem Wetter fuhr der Zug bald durch bewaldete schöne Täler, bald über flachwellige waldlose Gefilde. Die Landschaft nahm am Juresan schon den Charakter eines sanft geformten Mittelgebirges an. Von hier ab fuhr der Zug beständig durch Wald, die Berge wurden nach Osten zu höher, und bei der schön gelegenen Industriestadt Slatoust machte der Ural den Eindruck eines wirklichen Gebirges. Hinter Slatoust ging es sehr rasch den Ostabhang des Ural hinab: Europa lag endgültig hinter mir, vor mir Sibirien. —

Bei Mias begann die Waldsteppenzone der westsibirischen Tiefebene. Hier sah man zu beiden Seiten der Bahnlinie ebenes Land mit Birkenhainen und Äckern, hier und da einen großen See. In Tscheljabinsk mußte ich den Zug verlassen, weil meine Platzkarte nur bis hierher galt. Am nächsten Morgen umgab uns dieselbe Ebene mit rundlichen Birkenhainen und Äckern oder Steppenflächen, über die sich die Wege wie schwarze Bänder hinzogen. Bald erreichten wir die hauptsächlich aus Holzhäusern bestehende Stadt Kurgan. Hier mußte ich wieder den Zug verlassen, um mir eine neue Platzkarte zu verschaffen. Ohne eine solche durfte man nicht reisen. Ich bekam sie diesmal bis Petropawlowsk, aber für einen etwas schnelleren Zug. Direkt hinter Kurgan fuhr der Zug auf einer langen Brücke über den hier schon sehr breiten Tobol. Hier sah ich auch zum ersten Male auf einer großen Steppenfläche die runden Jurten der Kirgisen. Solche größeren Steppenflächen unterbrachen nur selten die Birkenwaldsteppe, die überall genau das gleiche Aussehen hatte. Selten sah man einen See. Den ganzen Tag über ging es bei trübem Regenwetter durch diese ebene Landschaft mit ihren Birkenwäldchen, hinter denen sich die spärlichen Dörfer verbargen. In meinem Wagen waren viele Bauernfamilien. Ein russischer Bauer erzählte von einigen deutschen Dörfern, die er in der Gegend von Petropawlowsk kennen gelernt hatte. Bei dieser Stadt fuhren wir über den Ischim, der hier sehr viel schmaler war als der Tobol bei Kurgan, da er ja aus viel trockeneren Gegenden herkommt als der Tobol.

Am 13. August fand die Eisenbahnreise ihr Ende. Omsk, die größte Stadt Sibiriens (161 475 Einwohner am 17. Dezember 1926), machte auf mich, der ich aus Europa kam, den Eindruck eines großen Dorfes. Die meisten der langen, geraden und recht breiten Straßen waren ungepflastert, die Häuser klein und aus Holz, mit Blech- oder Holzdächern. Dazwischen standen hier und da große Steingebäude, an der kurzen Hauptstraße im Zen-

trum der Stadt nur steinerne Häuser. Überall gab es Staub in Massen und jeder Windstoß trieb ihn in Wolken über die weiten Plätze und durch die Straßen. Einen großartigen Eindruck machte der sehr breite Irtysh, an dem die Stadt liegt. Mehrere Kilometer zieht sich die Stadt an dem großen Strome entlang, von schönen Kirchen und einem sehr großen Fabrikschornstein überragt, der gerade in der Mitte steht, dort, wo der Om in den Irtysh mündet. Geht man Om-aufwärts bis zum Rande der Stadt, so trifft man auf elende Lehmhütten und Höhlenwohnungen, die in den Lehmhang des Om-Tales gegraben sind.

Omsk ist Hauptstadt eines Okrug (Provinz) des Gebietes Sibirien der russischen Sowjetföderation. Das Verwaltungsgebiet Sibirien deckt sich nicht mit dem geographischen Begriff, denn weite Räume Westsibiriens gehören politisch zum Uralgebiet, und im Osten gehören die burjatisch-mongolische Republik, die riesige Jakutenrepublik und der ganze Ferne Osten nicht zum Sibkrai, wie man das Verwaltungsgebiet Sibirien kurz bezeichnet. Der Okrug Omsk ist für sibirische Verhältnisse sehr dicht bevölkert. Er hat 824 072 Einwohner (nach der Zählung vom 17. Dezember 1926).

In Omsk erhielt ich von den Behörden in sehr entgegenkommender Weise statistisches Material über die Bevölkerung des Omsker Okrugs, das mir für meine Reise und für meine wissenschaftliche Arbeit von großem Wert war.

An einigen Abenden war ich hier im Theater. Die Stadt hat ein schönes und großes Gebäude hierfür, in dem jedoch nur im Winter gespielt wird. Im Sommer dient ein einfaches aus Brettern errichtetes Haus als Schauspielstätte. Während meiner Anwesenheit in Omsk spielte hier eine ukrainische Truppe in ihrer Sprache kleinrussische Volksstücke. Das Ukrainische war mir zunächst sehr fremd, doch mit Hilfe der sehr guten Darstellung, die man auch bei völliger Unkenntnis der Sprache sofort verstanden hätte, hörte ich mich bald in die Sprache hinein.

Eines Morgens erhielt ich einen Zettel mit der Aufforderung, zur Polizei zu kommen, um Strafe zu bezahlen. Wieviel ich zahlen solle und weshalb, wurde nicht mitgeteilt. In den Räumen der „Miliz“, wie man die Polizei in Sowjetrußland nennt, wurde ich in das Zimmer eines Beamten geführt, der mich unter vier Augen über meine Reise und damit zusammenhängende Dinge ausfragte. Schließlich wollte er auf das politische Gebiet übergehen und fragte: „Wie gefällt es Ihnen in Sowjetrußland?“ Ich antwortete: „Teils gut und teils schlecht.“ „Na was gefällt Ihnen denn besonders gut in der Sowjetunion?“ „Das Theater.“ „Und was gefällt Ihnen schlecht?“ „Das sind die Wanzen in meinem viel zu teuren Hotelzimmer.“ In dieser Art ging das Frage- und Antwortspiel weiter. Schließlich hieß es: es sei gut, ich könne gehen. „Wofür soll ich denn Strafe zahlen?“ fragte ich noch. „Nitschewo. Das war nur, damit Sie zur Miliz kommen.“

## Erstes Kapitel.

### Das Deutschtum in Sibirien.

Am 19. August verließ ich Omsk, um eine Studienreise durch die deutschen Kolonistendörfer südlich von Omsk zu machen. Der Beschreibung dieser Reise und der dabei gewonnenen Eindrücke sei hier ein kurzer Überblick über das Deutschtum in Sibirien, seine Geschichte und Verbreitung vorangestellt.

Die deutschen Kolonien in Südrußland und an der Wolga in der Gegend von Saratow breiteten sich im Laufe des vorigen Jahrhunderts infolge der großen Kinderzahl und der wirtschaftlichen Tüchtigkeit der deutschen Bauern stark aus. Da gleichzeitig die russischen Volksmassen unter Beibehaltung ihrer extensiven Landwirtschaft gewaltig anwuchsen und die Fruchtbarkeit des südrussischen Bodens infolge jahrhundertelangen Raubbaus nachließ und außerdem sehr große Landanteile in den Händen des Großgrundbesitzes waren, konnten schließlich die Söhne der deutschen Bauern nicht mehr genügend freies Land finden und sahen sich gezwungen, entweder ein Handwerk oder einen anderen Beruf zu ergreifen oder auszuwandern. Auf diese Weise begann die Auswanderung deutscher Bauern aus dem europäischen Rußland nach Sibirien. Das älteste deutsche Dorf, das ich auf meiner Reise in Sibirien gesehen habe, ist 1890 gegründet worden. Um diese Zeit fand die erste Übersiedlung deutscher Bauern nach Sibirien in nennenswertem Maßstabe statt. Die Übersiedlungsbewegung wurde von Jahr zu Jahr stärker und war am stärksten in den Jahren 1907—1913, also zu der Zeit, in der mit Hilfe der russischen Regierung Millionen von russischen Bauern aus dem europäischen Rußland auswanderten und sich in Sibirien ansiedelten. Auch während des Jahres 1914 fand noch eine starke Übersiedlung statt, doch wurde diese Entwicklung durch den Weltkrieg gehemmt und unterbrochen.

Der Weltkrieg nahm den jungen deutschen Bauernwirtschaften die besten Arbeitskräfte weg. Besonders schwer fiel dieser Umstand für die Bauernfamilien ins Gewicht, die sich zuletzt in Sibirien angesiedelt hatten. Man kann deshalb in Sibirien noch jetzt die Beobachtung machen, daß die erst kurz vor dem Weltkriege gegründeten deutschen Dörfer im allgemeinen

nicht so gut ausgebaut sind wie die schon früher angesiedelten. Dazu kam die Unterdrückung des Deutschtums in Rußland während des Weltkrieges durch die zaristische Regierung. Die deutsche Sprache wurde verboten und die deutschen Ortsnamen russifiziert. Deshalb haben noch jetzt die meisten deutschen Dörfer in Sibirien zwei Namen. Die russischen Bauern und die bolschewistischen Behörden gebrauchen die russischen, die deutschen Bauern meistens die deutschen Namen.

Die Revolution befreite zunächst die deutschen Dörfer von dem Druck des Deutschenhasses. Die Erholung war jedoch nur sehr kurz, denn überall brach der Bürgerkrieg über das Land herein. In Sibirien gelang es dem Bolschewismus zunächst nicht, Fuß zu fassen. Admiral Koltschak riß hier die Herrschaft an sich und drang 1918 siegreich weit bis in das europäische Rußland ein. Ende 1919 wurde jedoch Koltschaks Herrschaft von den Bolschewisten gestürzt und Sibirien von der roten Armee erobert. Von beiden Seiten hatten die deutschen Dörfer Sibiriens schweres Unheil zu erdulden, das daraufhin durch die Beschlagnahme aller landwirtschaftlichen Produkte infolge des Regimes des Kriegskommunismus, der in den deutschen Dörfern durch deutsche Kommunisten besonders straff gehandhabt wurde, noch verschlimmert wurde. Es folgten große Bauernaufstände mit neuen Verwüstungen. Zu allem Unglück gab es noch schlechte Ernten, Seuchen und an vielen Stellen Hungersnot, obgleich die Hungersnot nicht so furchtbare Dimensionen annahm wie an der Wolga. In den deutschen Dörfern Sibiriens starben nur sehr wenig Menschen vor Hunger. Als endlich Ruhe eintrat, boten die deutschen Siedlungen Sibiriens ein Bild des Elends. Seitdem haben sich die deutschen Dörfer wieder erholt und sind einigermaßen wohlhabend, wenn auch nicht so reich wie vor dem Kriege.

Nach der Zählung vom 17. Dezember 1926, die nicht ganz vollständig die deutschen Siedlungen in Sibirien erfaßt hat, gibt es in ganz Sibirien, d. h. in Russisch-Nordasien, 503 deutsche Siedlungen mit 108 816 deutschen Einwohnern. Davon kommen auf das Verwaltungsgebiet Sibirien,

d. h. auf den Sibkrai

337 deutsche Gemeinden mit 57 545 Deutschen,  
auf Kasakstan

128 deutsche Gemeinden mit 44 283 Deutschen,  
auf den Rayon Tscheljabinsk

14 deutsche Gemeinden mit 1 308 Deutschen  
und auf das Gouvernement Orenburg

24 deutsche Gemeinden mit 5 680 Deutschen.

Die 337 Gemeinden des Sibkrai verteilen sich auf die einzelnen Provinzen wie folgt:

Okrug Omsk	205 deutsche Gemeinden,
„ Slawgorod	118 „ „
„ Barabinsk	6 „ „
„ Tatarsk	5 „ „
und „ Rubzowka	3 „ „

In Kasakstan haben der Okrug Kustanai und das Gouvernement Akmolinsk zusammen 64 deutsche Gemeinden mit 26 093 Deutschen, das Gouvernement Semipalatinsk 64 deutsche Gemeinden mit 18 190 Deutschen.

Diese Statistik ist vom Deutschen Staatsverlag in Pokrowsk an der Wolga veröffentlicht worden. Es soll auch im Okrug Tomsk und im Amurgebiet einige kleine deutsche Siedlungen geben, doch sind sie in der angeführten Statistik nicht enthalten. Nach dem Buche des deutschen Moskauer Bischofs Meyer: „Nach Sibirien im Dienste der evangelisch-lutherischen Kirche“<sup>1</sup> gibt es außerdem an der Mana unweit Krasnojarsk einige deutsche Kolonien<sup>2</sup> und weiter südlich, im Minussinsker Gebiet, 35 Kilometer von Sorokino entfernt in einem Nebental der Syda das deutsche lutherische Dorf Gnadendorf (Nikolajewka)<sup>3</sup>. Es ist neugegründet und hat gegen 1000 Einwohner. In der Umgebung von Gnadendorf gibt es keine weiteren deutschen Kolonien, nur einzelne deutsche Lutheraner in Burlanka und einige Deutsche im Utschastok Alexandrowka, 40 Werst von Gnadendorf entfernt. Auf der dem Buche des Bischofs Meyer beigegebenen Karte sind auch in den Okrugs Tara und Tomsk deutsche lutherische Kolonien angedeutet; sie werden jedoch im Text nicht erwähnt. A. a. O. ist ferner die Rede von der lutherischen Gemeinde Pichtinskij Utschastok im Gebiet der sibirischen Oka (Birjussa), 80 Kilometer südlich der großen Bahn<sup>4</sup>. Über die Nationalität dieser Leute ist nichts Bestimmtes bekannt. Sie selbst nennen sich „Golendry“ (Holländer?) und sind anscheinend stark russifiziert.

Man sieht also, daß sich bei weitem die meisten deutschen Siedlungen Sibiriens in den Okrugs Omsk und Slawgorod befinden. Nur hier gibt es Gebiete, in deren Bevölkerungszusammensetzung das deutsche Element eine bedeutende Rolle spielt; sonst ist überall das Deutschtum weit zerstreut. Innerhalb des Omsker Okruges hat der direkt südlich der Stadt Omsk liegende Rayon Sosnowka (Schilling) die meisten Deutschen; in ihm stehen die Deutschen mit 45 Prozent der Gesamtbevölkerung an der Spitze aller übrigen Völkerschaften. Der Slawgoroder Okrug hat nordöstlich der Stadt Slawgorod ein geschlossenes deutsches Gebiet mit 40 deutschen Dörfern.

<sup>1</sup> Dresden u. Leipzig 1927.

<sup>2</sup> S. 143.

<sup>3</sup> S. 145—151.

<sup>4</sup> S. 160—161.

Die Mehrzahl der deutschen Dörfer Sibiriens liegt auf dem fruchtbaren Schwarzerdeboden der Waldsteppenzone, sehr viele auch auf dem kastanienbraunen Boden der offenen Steppe. Es ist bewunderungswürdig, wie kräftig sich das auf dieser unermesslichen Ebene zwischen den verschiedensten fremden Völkern weit verstreute Deutschtum erhält, ohne seine vor 150 Jahren aus Deutschland mitgebrachten Stammeseigenarten zu verlieren. Die Erhaltung des Deutschtums in Sibirien ist vor allem den Glaubensbekenntnissen der Deutschen zu verdanken, durch die die scharfe Trennung von den anderen Völkern aufrecht erhalten wurde und noch wird. Durch ihre Glaubensbekenntnisse werden sie aber auch untereinander in drei Gruppen getrennt: die Lutheraner, die Katholiken und die Mennoniten. Die eingehende Charakterisierung der einzelnen Gruppen des sibirischen Deutschtums wird in den späteren Kapiteln erfolgen. In deutsch-russischen Zeitungen las ich die Bemerkung, daß es in der Gegend von Tomsk viele Masuren gebe; die dortigen deutschen Kolonisten seien vielfach masurisiert. Diese Masurisierung ist bezeichnend dafür, daß die Erhaltung des Deutschtums bei den übrigen Kolonisten hauptsächlich dem Glaubensbekenntnis zu verdanken ist: Die Masuren sind bekanntlich evangelischer Konfession, und nur deshalb hat eine Masurisierung deutscher Kolonisten stattfinden können. Der zweite wichtige Faktor für die Erhaltung des Deutschtums in Sibirien ist das gegenüber dem Kulturstande der Russen und der sibirischen Eingeborenenvölker unzweifelhaft höhere Niveau der deutschen Bauern.

Außer den Deutschen in geschlossenen deutschen Siedlungen gibt es in Sibirien auch viele Deutsche, die einzeln oder in kleinen Gruppen verstreut zwischen den Russen wohnen. Einzelne Deutsche sind bis zum Stillen Ozean hin zu finden. Schließlich gibt es in Sibirien noch Deutsche in den Städten in den verschiedensten Berufen. Schon im Jahre 1745 wurden, wie Bischof Meyer in seinem Buche auf Seite 24 mitteilt, 50 deutsche Bergleute aus dem Erzgebirge für die Kupferhütten in Barnaul angeworben. Weiter heißt es auf Seite 118, daß es nur 30 Bergleute waren und daß sie erst unter Katharina II. angeworben wurden.

Im Jahre 1920 hatte Omsk (mit Vororten) 1983 Deutsche, das nur 9415 Einwohner zählende Slawgorod 982 und Tara 70 Deutsche, im Jahre 1924 das Städtchen Pawlodar 285 Deutsche. Nach späteren Zeitungsnachrichten besitzt Slawgorod unter 12850 Einwohnern 2000 Deutsche (davon 30 Prozent Arbeiter und Angestellte, 40 Prozent Bauern, 15 Prozent Handwerker und 15 Prozent Händler und Einkehrhofbesitzer). Auch in den größeren Städten Mittel- und Ostsibiriens gibt es ziemlich viele Deutsche.

Das Deutschtum in Sibirien zählt jetzt also sicher mehr als 114000 Köpfe. Im Jahre 1897 gab es in Sibirien erst 5424

Deutsche, in Mittelasien, zu dem damals auch die ganze Kirgisensteppe und Omsk gerechnet wurden, 8874 Deutsche.

Über die Gesamtheit des deutschen Bauerntums in Sibirien ist zu sagen, daß es eine merkwürdige Erscheinung bildet, die von dem Leben anderer Völker unserer Zeit verschieden ist: als Diaspora sehr weit in einem Meer fremden Volkstums verstreut, hat das sibirische deutsche Bauerntum nicht nur sein eigenes Wesen erhalten, sondern ist in gewissem Maße von allen anderen Arten menschlichen Zusammenlebens auf der ganzen Welt abge sondert. Vom Russentum ist es sehr wenig beeinflusst worden, vom Bolschewismus noch weniger, von den eingeborenen sibirischen Völkern überhaupt nicht und vom Mutterlande Deutschland und vom Wesen moderner Zivilisation her ebenfalls nicht. Gewiß weist die Sprache der deutschen Bauern in Sibirien häufig russische Worte und manchmal auch russische Ausdrucksweise auf; etwas Russifizierung macht sich auch in der Kleidung bemerkbar, dazu kennen sie Traktoren, Mähmaschinen, Dreschmaschinen und Eisenbahnen, aber innerlich werden sie davon nicht berührt. Sicher kann man unsere Landsleute in Sibirien mehr mit den Deutschen vergangener Jahrhunderte als mit den heutigen Deutschen vergleichen. Die Gesamtheit des deutschen Bauerntums in Sibirien hat keinen Einfluß durch alle die Wandlungen Deutschlands in den letzten anderthalb Jahrhunderten erfahren. Der Lebensstil der heutigen deutschen Generation in Sibirien ist nicht anders als der ihrer Vorfahren an der Wolga am Ende des 18. Jahrhunderts. Wegen der zähen Erhaltung ihrer nationalen Eigenart, wegen ihrer hohen Kinderzahl und weil das Land groß und zukunftsreich ist, kann man in die Zukunft des sibirischen Deutschtums das größte Vertrauen setzen.

Trotzdem muß gesagt werden, daß Sibirien für die bäuerliche Auswanderung aus Deutschland in nennenswertem Maßstab nicht in Betracht kommen kann. Abgesehen von den Schwierigkeiten politischer und wirtschaftspolitischer Art, die sich einer solchen Übersiedlung zweifellos in den Weg stellen würden, hat man vor allem die kulturellen Unterschiede zwischen Deutschland und Sibirien zu beachten, wenn man mit dem Gedanken umgeht, nach dem wilden Osten auszuwandern. Mir selbst sind in Deutschland Leute begegnet, die sehr ernsthaft daran dachten, nach Rußland oder Sibirien auszuwandern, um dort Landwirtschaft zu treiben, dabei aber in jeder Beziehung sehr hohe Ansprüche stellen zu müssen glaubten: das zu bewirtschaftende Land solle nicht nur fruchtbar sein, sondern auch groß, in möglicher Nähe der Stadt (nach deutschen Begriffen!), mit guter Eisenbahnverbindung, in der Nähe anderer deutscher Siedlungen, und ein Stück Wald solle auch dabei sein. Vor allem aber werde auf gutes Wohnen Wert gelegt, auch auf anregenden gesellschaftlichen Verkehr! Guter Schulunterricht für die Kinder und schnelles Erreichen des nächsten Arztes seien natürlich not-



wendig, auch brauche man gute Möglichkeiten, um neben der Landwirtschaft durch Handwerk beziehungsweise privaten Handel Verdienst zu finden! Ich wurde auch gefragt, ob in Sibirien jedes Dorf einen Arzt habe! Selbstverständlich ist unter ländlichen sibirischen Verhältnissen die gleichzeitige Befriedigung aller dieser Ansprüche oder mehrerer von ihnen vollkommen ausgeschlossen.

## Zweites Kapitel.

### Reise durch deutsche lutherische Dörfer bei Omsk.

Ein kleiner Dampfer brachte mich von Omsk Irtysch-aufwärts unter der großen Eisenbahnbrücke hindurch nach dem Omsker Vorort Kulomsino. Unter den Leuten, die dort auf dem Markt waren, fand ich bald eine deutsche Bauernfamilie, die sich für Geld und gute Worte bereit zeigte, mich bis zum Dorfe Friedenstal mitzunehmen und dann weiter nach Schilling zu bringen. Die ganze Familie nahm mit den eingekauften Sachen auf dem kleinen Wagen Platz, und ich setzte mich so gut es ging dazwischen. In flottem Trab ging es auf dem schwarzen Wege dahin, heiß brannte die Sonne herab, und eine Wolke dunkelgrauen Staubes hüllte uns ein. Allmählich wurde alles grau: Gesichter, Kleider und Gepäck. Die Fahrt ging durch die mir schon von der Eisenbahnreise her wohlbekannte Landschaft: Äcker und Birkenhaine, Birkenhaine und Äcker. Während der Fahrt erzählte mir der Bruder des Bauern ausführlich von seinen Erlebnissen im Weltkriege an der Front in Polen und in Armenien und von seinen Erlebnissen im Bürgerkriege. So langten wir schließlich im deutschen Dorfe Friedenstal (Mirnodolino) an und fuhren auf den Hof meiner Bauernfamilie. Auf mich, der ich noch nicht an sibirische Dörfer gewöhnt war, machten das Dorf und vor allem Hof und Haus einen beinahe verblüffenden Eindruck. Hier in Friedenstal lag, was, wie ich später sah, bei den meisten anderen Dörfern nicht der Fall war, jeder Bauernhof für sich auf seinem Landstück. Infolgedessen erstreckte sich das Dorf kilometerlang längs einer breiten, natürlich ungepflasterten Straße. Jeder Hof lag im Schmucke einiger schwächerer Bäumchen. Friedenstal hatte im Jahre 1920 — 404 und am 17. Dezember 1926 — 403 Einwohner. Sie sind Lutheraner. Ich wusch mir rasch die Hände an einer auf dem Hofe stehenden Tonne und trat in das Bauernhaus ein. Die erste Bekanntschaft mit einem sibirischen Bauernhäuschen war entschieden eindrucksvoll. Es war ein niedriges Lehmhaus. Das Dach war mit Erde beschüttet, und Gräser und Unkraut wuchsen darauf. Die schmucklose niedrige Stube drinnen machte einen armseligen Eindruck. Neu war mir der niedrige Lehmofen, der auch als Herd diente. Nach kurzer Unterhaltung hieß es: der Kaffee sei

fertig. Die Hausfrau hatte nämlich inzwischen auf dem Hofe einen Tisch aufgestellt mit einer großen Kaffeekanne und Tassen darauf, und ich wurde mit rechter Liebenswürdigkeit aufgefordert, Platz zu nehmen. Zum Kaffee gab es ausgezeichnetes weißes Brot mit Butter. Recht angenehm war es mir, mich wieder gemütlich in deutscher Sprache unterhalten zu können; Kinder und Hühner wimmelten um uns herum; ich stellte fest, daß auch ein sibirisches Bauernleben seine Schönheiten haben kann, wenigstens im Sommer. Der Himmel hatte sich inzwischen bezogen, und bald fing es an zu regnen. Die Fahrt ging jetzt weiter durch das Nachbardorf Jost (Popowka) nach Schilling (Sosnowka). Infolge des Regens war man auf dieser Fahrt nicht in Staub gehüllt, dafür wurde man aber ständig durch die Räder mit kleinen Erdklumpen bombardiert. So kam ich schließlich nach Schilling, meldete mich beim Dorfvorsteher und fand bei ihm auch Unterkunft. Das letzte Tageslicht benutzte ich noch, mir das Dorf anzusehen. Schilling ist ein großes Dorf, schon 1896 gegründet, ist Rayonszentrum und hatte im Jahre 1920 — 1001 Einwohner, am 16. Dezember 1926 nur 972 Einwohner. So hohe Einwohnerzahlen sind unter den deutschen Dörfern Sibiriens selten. Hier sah ich zum ersten Male ein typisches deutsch-lutherisches sibirisches Dorf. Es hatte mehrere sehr breite, teilweise mit Gras bewachsene gerade Straßen mit kleinen Häusern aus Holz oder Lehm. Alle wohlhabenderen Bauernhöfe hatten auch noch einen Schuppen, einen Stall oder beides. Eigentliche Scheunen gab es nicht. Das Heu wurde auf den Dächern in großen Haufen aufgestapelt, damit das Vieh nicht daran gehen könne. Die mit Heu beladenen Häuschen oder Stallgebäude boten einen seltsamen Anblick. Viele Häuser wiesen einen kleinen Vorgarten mit ein paar Bäumchen oder Blumen auf. Die Zäune waren sehr einfach, meist geflochten. Mitten auf einer Straßenkreuzung stand der Gemeindebrunnen, nicht weit davon das Schulhaus. Vor dem Schulhaus befand sich ein hölzernes Glockengerüst, weil vor der Revolution das Schulhaus gleichzeitig Bethaus gewesen war. Seit der Trennung von Kirche und Staat durfte das Haus nur noch als Schule und nicht mehr als Bethaus benutzt werden. So wie hier war es überall in den deutschen Dörfern Sibiriens. Wo es den Bauern wirtschaftlich möglich war, wurde ein neues Haus als Bethaus erbaut, einige wenige Dörfer hatten schon von früher her sowohl Schulhaus wie Bethaus. In allen anderen Dörfern konnte der Gottesdienst nur in der Stube des einen oder anderen Bauern abgehalten werden.

Überall bei den Deutschen Sibiriens litt während der Zeit meiner Reise das Schulwesen unter dem Mangel an Lehrern. Immer wieder hörte ich: ein Schulhaus haben wir ja, aber keinen Lehrer. Aber auch wo ein Lehrer vorhanden war, konnte der Unterricht nur primitiv sein. Trotzdem war sicherlich die Zahl

der Analphabeten bei den Deutschen bedeutend geringer als bei den Russen<sup>1</sup>. Als bezeichnendes Dokument der Schulbildung unter den deutschen Bauern Sibiriens, aber auch als Beleg für die Denkweise und die treuherzige Art dieser Deutschen führe ich folgenden Brief wörtlich an, den mir ein deutscher Bauer aus Sibirien schrieb:

Geschrieben dön. 14. nowember. .26.

Zufuhr einen gruhß fon mieh'r dör her sägne dier. ich dönke oft an dich wie eß iihn mag ge.gangen haben Auf dör reise in-ruslant ich bitte guter freunt helmut schreuben. si mieh'r doch wie eß götzt bei eüch get wie die örnte beu eüch wahr ich möchte gern durch deusch lant reihsen Alß. Anger. helmut. durch rußlant doch schwache Aussicht döhn. 12.ten. nowember wahren die soldaten auf Прием<sup>2</sup> doch sint fieleloß gekommen fileicht daß 4te Teil sint an genommen worden da hat das loß döm bruder ge Troffen auß priwalna<sup>3</sup> 4 oe loß dön 5ten behalten den man braucht nuhr das finfte teihl ich habe Onkel unt Geschwister Kinder in deuschlant in Kreis heiden Tauschken in Koschlant das ist Kristgan Gerke seine söne samel u ömil doch be Kommen wier Kein wissen f ihnen wan es möglich waehr mich diese freundtlich Keit Zu ör weisen unt fon ihnen Adres Zuschiken dan möchte ich fileicht balt nach deuschlant Kommen

wan ös gelt Kosten würde diese Adreß Zu bekommen fonn Kreiß heiden dan wölte ich ihn dönschaden Örsezen wan es möglich wöhr bitte womöglich unt schikt mieh'r Adres fon iihnen sonst weiß ich nichts neues, dies ist meine Adres

Сибирской Железной дорогой

омской Губернии Город Омск волость Азов деревни Привално.

Получит Паул Ф Циль.

ich bitte um Antwort fer bleibe dein freunt Paul F Zihl

ich winsche ein wieder sehn

ich bitte um antwort A D E. —

Etwas außerhalb des Dorfes stand eine Windmühle. Nach Nordosten zu lag am Dorfrand ein Birkenhain. War man durch ihn hindurchgegangen, so hatte man ein großes Stück Steppe vor sich und sah ganz fern am Horizont die riesige Mühle von Kulomsino bei Omsk.

In Schilling wohnten außer den eigentlichen Kolonisten zwei ehemalige Kriegsgefangene, die mit russischen Frauen verheiratet waren und deshalb nicht nach Hause zurückkehrten. Der eine war ein Deutschösterreicher aus Kärnten, der andere ein Pole aus Posen. Ich lernte beide gleich nach meiner Ankunft in

<sup>1</sup> Nach der Zählung von 1926: bei den Deutschen Sibiriens 23 Prozent, bei den Großrussen 64 Prozent.

<sup>2</sup> Russisches Wort, bedeutet: Musterung.

<sup>3</sup> Dorf südlich von Omsk.

Schilling kennen. Abends war ich in dem Häuschen der beiden Kriegsgefangenen, die viel von Weltkrieg und Bürgerkrieg zu erzählen wußten. Nachts konnte ich nur sehr wenig schlafen, weil ich arg von Flöhen geplagt wurde.

Am nächsten Tag fuhren mich ein deutscher Bauer und der Kärntner nach dem Kirgisenaul Kurkuduk hinaus. Die Kirgisen sind ein nomadisches Volk mit turko-tatarischer Sprache. Nach Zahl und Bedeutung sind sie das wichtigste eingeborene Volk Sibiriens, ja sogar ganz Russisch-Asiens. Sie sind Mohammedaner und hängen, wie man mir erzählte, noch sehr an ihrer Religion. Von den eigentlichen Kirgisen sind die Karakirgisen zu unterscheiden. Beide Völker haben im Rahmen der russischen Sowjetföderation (RSFSR) ihre eigenen autonomen Republiken. Die Kirgisenrepublik wird „Kasakstan“ genannt und hat die ungeheure Ausdehnung von 2 958 800 Quadratkilometern mit einer Bevölkerung von 6 570 500 Einwohnern (am 17. Dezember 1926). Die Bevölkerungsdichte ist also außerordentlich gering: nur wenig mehr als zwei Menschen auf einen Quadratkilometer. Kasakstan reicht vom Altai im Osten bis nahe an die unterste Wolga im Westen, von der westsibirischen Waldsteppe im Norden bis zur Wüste Kysyl Kum und dem Alatau im Süden. Südlich davon, um den See Issyk-Kul herum, liegt die autonome Sowjetrepublik der Karakirgisen (195 100 Quadratkilometer mit 997 400 Einwohnern). Von den deutschen Bauern Sibiriens werden die Kirgisen „Tratter“ genannt. Dieser Ausdruck hängt vermutlich mit der Bezeichnung „Tatar“ zusammen. Sie selbst nennen sich „Kasaken“ und lieben es nicht, daß man sie „Kirgisen“ nennt. Der Standesunterschied zwischen der kirgisischen Aristokratie (ak-βuäk, auf deutsch: „weißer Knochen“) und dem einfachen Volk (kara-βuäk, auf deutsch: „schwarzer Knochen“) büßte schon vor der Revolution seine Bedeutung ein.

Nach verhältnismäßig kurzer Fahrt kamen die eigenartigen runden Filzzelte (Jurten), die den Aul, d. h. die Niederlassung, bildeten, in Sicht. Ein Kirgise trieb gerade eine Rinderherde herbei, wobei er selbst auf einem Rind ritt und die Herde mit einer langen Stange regierte. Die Herden bilden den einzigen Reichtum der Kirgisen. Das ganze Jahr hindurch müssen sie sich ihr Futter selbst suchen; im Winter scharren die Tiere es sich unter dem Schnee hervor. Die Kirgisen unterscheiden genau die Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterweiden ihrer Herden. Die Umzüge von einem Weidegebiet zum oft weit entfernten anderen sollen sehr malerisch aussehen.

Wir besuchten zunächst einen wohlhabenden Kirgisen in seiner Jurte. Er selbst saß dem Eingang gegenüber an einem sehr niedrigen runden Tisch auf dem mit Decken belegten Erdboden. Neben ihm saß sein Sohn, seitwärts, am offenen Feuer, mehrere Frauen. An den Innenseiten der halbkugelförmigen Jurte war das hölzerne Zeltgerippe zu sehen, teilweise war es

verdeckt durch Kisten und Koffer, die dort abgesetzt waren und durch Decken und Tücher, die darüber hingen. Sogar eine kleine Petroleumlampe war vorhanden.

Da der Kirgise gut russisch sprechen konnte, war die Verständigung leicht. Meine Äußerung, daß es in Deutschland keine Kirgisen und keine Tataren gebe, erregte augenscheinlich Verwunderung. Mir wurde auch eine Schale mit gegorener Stutenmilch (Kumyß) angeboten, die einen süßlichen Geschmack hatte und sehr gesundheitsfördernd sein soll. Ich machte dann einige Aufnahmen; natürlich wollten die Kirgisen sofort die fertigen Bilder sehen. Als ich in der Jurte sämtliche Einwohner auf eine Platte bringen wollte, stellte es sich heraus, daß die Frauen den dem Jurteneingang gegenüberliegenden Platz nicht betreten durften; dieser war den Männern vorbehalten. Jedoch nicht alle Kirgisen sind so wohlhabend, daß sie eine eigene Jurte besitzen. Die armen Kirgisen bleiben während des Sommers in den niedrigen und schmutzigen Lehm- oder Erdhütten des Winter-Auls. Während des Winters wohnt dort die ganze Gemeinde. Wenn der Frühling kommt, zieht die Mehrzahl der Einwohner mit ihren Jurten und Herden auf die Steppe hinaus, die Armen bleiben zurück. Wir besuchten nun einen solchen Winter-Aul, in dem eine Anzahl Kirgisen wohnte. Auch mit diesen konnte man sich russisch unterhalten. Sie wunderten sich über meinen Photoapparat und noch mehr über meine Brille und meinten, mit einem solchen Ding könne man wohl außerordentlich weit sehen. Als ich photographierte, hielt sich ein Kirgise ängstlich die Ohren zu; er glaubte wohl, es werde sehr knallen. Von dem Leben der Kirgisen hatte ich den Eindruck der Sorglosigkeit und Bequemlichkeit; viel zu tun hatten sie jedenfalls nicht. Sie sind nicht mehr alle Nomaden; in der Gegend von Omsk treiben viele ein wenig Ackerbau; wenige sind zu vollständig sesshaften Bauern geworden. Meine erste Bekanntschaft mit ihnen war mir ein großes Erlebnis; im weiteren Verlauf meiner Reise traf ich noch mehrere Male mit Kirgisen zusammen; sie waren das erste asiatische Volk, das ich kennen lernte.

Nach dem Besuch bei den Kirgisen kehrten wir nach Schilling zurück. Jedesmal, wenn ich mich auf der Dorfstraße zeigte, stürzten einige Hunde mit wütendem Gebell auf mich los; einer, der ganz leise von hinten heran kam, biß mir sogar energisch in den Stiefelschaft. In allen sibirischen Dörfern, in die ich im Laufe meiner Reise kam, verursachte ich eine derartige Aufregung unter den Hunden.

Am nächsten Tag fuhr mich der Kärntner nach Warenburg (Priwalno). Unterwegs unterhielten wir uns eifrig. Im Gegensatz zu der großen Mehrzahl der deutschen Bauern Sibiriens war er nicht religiös gesinnt und Anhänger der Sowjetherrschaft. Er hatte den Bürgerkrieg in Ostsibirien auf Seite der Roten Armee mitgemacht. Mit seiner wirtschaftlichen Lage war er

ganz zufrieden. Er äußerte aber den Wunsch, später einmal wieder nach Kärnten zurückzukehren, denn unter den Bauern in Schilling war er doch gewissermaßen ein Fremdling; auch war ihm dort das Leben zu eintönig.

Unterwegs kamen wir durch das russische Dorf Asow, in dem auch einige Deutsche wohnten, deren recht gut eingerichtete Häuser ich mir ansah. In Warenburg meldete ich mich beim Vorsteher, der mir gleich seine große und sehr gut eingerichtete Wirtschaft zeigte. Besonders hervorragend war sein großer Gemüsegarten mit Gelbmöhren, Kohlrabi, Bohnen, Zuckerrüben, Kartoffeln, Himbeeren, Stachelbeeren, Tabak, Knoblauch, Tomaten und Sonnenblumen. Ebenso wie die Russen essen auch die deutschen Bauern Sibiriens vielfach Sonnenblumenkerne. Vor dem Hause des Vorstehers, nach der Straße zu, befand sich ein sehr schöner Blumengarten. Auch das Wohnzimmer war viel besser eingerichtet als die ärmlichen Stuben, die ich bisher gesehen hatte. Auf den sauberen Tischen standen Blumensträuße in einfachen Vasen, sogar eine Wanduhr war vorhanden. Für das Vieh war ein sauber gehaltener Stall da. Bei den deutschen Lutheranern der Omsker Gegend war überall, wohin ich kam, neben anderen Tieren auch das zweihöckerige Kamel als Arbeitstier in Gebrauch. Bisweilen wurde es auch vor den Wagen gespannt. Die Deutschen schätzten die Kamele jedoch nicht sehr und bezeichneten sie oft als „ekelhafte Viecher“. Die Kamele waren aber immerhin wegen ihrer Anspruchslosigkeit eine billige Arbeitskraft. Die Wirtschaft des Vorstehers in Warenburg war die beste, die ich bei deutschen Lutheranern in Sibirien gesehen habe; nur bei den Mennoniten sah ich bessere Bauernhöfe.

Abends konnte ich einer Gemeindeversammlung im Schulhaus beiwohnen. Wie in allen Omsker lutherischen Dörfern, die ich kennen lernte, wurde auch hier süddeutscher Dialekt gesprochen; hier war es schwäbische Mundart, doch wie in den anderen lutherischen Dörfern war sie schon etwas verwischt und mit russischen Worten durchsetzt.

Warenburg (Priwalno) ist von allen südlich von Omsk gelegenen deutschen Dörfern das zweitälteste; es ist schon 1894 gegründet worden und hatte 1920 — 623 Einwohner, am 17. Dezember 1926 — 671 Einwohner. Die Einwohner von Warenburg waren teilweise aus Südrußland und Wolhynien, teilweise aus dem Wolgagebiet eingewandert.

Nachdem ich in Warenburg bei einem wohlhabenden alten Bauern gut übernachtet hatte, fuhr ich an dem mit seinen einzelnen Höfen weit auseinander liegenden lutherischen deutschen Dorf Trubezkoje vorbei, das 740 Einwohner im Jahre 1920, am 17. Dezember 1926 jedoch nur 488 Einwohner hatte, nach Alexandrowka. Der Wagen, der mich dorthin brachte, war nicht so ein nur aus ein paar Stangen auf Rädern bestehender Bauernwagen wie der, der mich nach Schilling gebracht hatte, son-

dern ein sehr bequemes Fahrzeug, ähnlich einer städtischen Droschke. Auf diese Weise war es sehr angenehm, in stetem Trab durch die weite Waldsteppenlandschaft zu fahren. Ich lernte nunmehr das älteste und größte deutsche Dorf der ganzen Gegend kennen: Alexandrowka. Es wurde 1893 gegründet. An Einwohnerzahl übertrifft Alexandrowka alle anderen deutschen Dörfer des ganzen Sibkrai: es hatte im Jahre 1920 — 1700, am 17. Dezember 1926 — 1676 Einwohner. Es liegt an dem kleinen abflußlosen Steppensee Kosch Kul und heißt bei den Kirgisen Kosch Kul, während Warenburg (Priwalno) bei ihnen Siminop heißt (nach dem Russen Semenow). Alexandrowka hat Kirche, Schule und sogar elektrische Beleuchtung, außerdem am Ufer des Sees eine Dampfmühle. Die Dampfmühlen sind von der Sowjetregierung verstaatlicht worden und haben deshalb meistens einen Russen als Verwalter. Das Haus des Dorfladens ist aus roten Ziegelsteinen erbaut und hat ein Blechdach; dadurch fällt es als einziges seiner Art auf. Ich hatte mich ja schon ganz daran gewöhnt, nur Lehm- oder Holzhäuschen zu sehen. In den meisten Dörfern ist der Dorfladen nur ein Raum in einem gewöhnlichen Bauernhaus.

Nachmittags machte ich einen Spaziergang um den in Verlandung begriffenen Süßwassersee Kosch Kul herum. Abends fuhr ich mit einer Bauernfamilie auf die Felder hinaus. Rings um Dorf und See herum lag eine baumlose Steppenfläche, die Gemeindeweide, auf der hier außer den Rindern, Schafen und Pferden besonders viele Kamele weideten. Die Vorderfüße hatte man ihnen zusammengebunden, so daß sie nicht zu weit weglaufen konnten. Auch die anderen Dörfer hatten, so weit ich das sehen konnte, ihre Gemeindeweide dicht am Dorf, wahrscheinlich, um die Herden einigermaßen vor den Wölfen schützen zu können. Außerhalb der Gemeindeweide lagen die Äcker und Birkenhaine. Der Bauer, mit dem ich hinausgefahren war, zeigte mir seine Ackerstücke. Er war sehr zufrieden, wie gut und schnell der Traktor gearbeitet hatte. In Westsibirien wird jetzt schon sehr viel mit dem Traktor gepflügt. Das ebene Land mit seinen großen Ackerflächen ist ja auch sehr geeignet gerade für den Motorpflug. Da der einzelne Bauer nicht imstande ist, einen zu kaufen, wird der Traktor gewöhnlich von einer größeren Anzahl von Bauern gemeinsam erworben und arbeitet stundenweise auf den Äckern der einzelnen Bauern. Man kauft vielfach deutsche und amerikanische Traktoren (letztere von Ford), obwohl sie infolge des hohen Zolls und des weiten Transports sehr teuer sind. Andere landwirtschaftliche Maschinen, die ich in Sibirien gesehen habe, stammten von der Firma Lanz aus Mannheim. Doch hatte man auch russische Maschinen, besonders russische Dreschmaschinen. Bei Alexandrowka wurden Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Kohlrüben, Gelbmöhren, Wicken und

Sonnenblumen auf den Feldern angebaut. Dieses Jahr schien es eine gute Mittelernte zu geben.

Alle deutschen Bauern, die ich in Sibirien kennen lernte, zeigten großes Interesse für Deutschland. Am größten war dieses bei den Lutheranern, jedenfalls war es bei ihnen größer als bei den Mennoniten, die sich doch immer, auch wenn sie sich sehr lebhaft für Deutschland interessierten, in erster Linie als Mennoniten fühlten. In jedem Dorf wurden mir dieselben Fragen vorgelegt: ob es in Deutschland auch viele Kommunisten gebe, ob dort auch Sowjetherrschaft sei und wo der deutsche Kaiser sei und wie es ihm gehe. Diese Fragen waren am häufigsten. Ich wurde aber auch oft nach Hindenburg gefragt, ja sogar: ob es in Deutschland auch so viele Deutsche gebe wie in Sibirien. Manchmal fragte man auch, ob in Deutschland der Religionsunterricht gestattet sei. Von manchen alten Bauern wurde mir mit einer für diese sonst so schweigsamen und schwerfälligen Menschen ganz erstaunlichen Wärme und Ausdruckskraft ausgesprochen, daß ihr Herz noch ganz an Deutschland hänge. Sie nannten Deutschland ihre alte Heimat. Dabei hatten sie selbst Deutschland nie gesehen, auch ihre Väter waren schon in Rußland geboren. Die Einwohner von Alexandrowka stammten zum größten Teil aus dem deutschen Wolgagebiet. In Alexandrowka lernte ich auch einen Leningrader deutschen Studenten kennen, der aus den deutschen Kolonien der Ukraine stammte und gerade eben in Alexandrowka geheiratet hatte. Er erzählte mir sehr anschaulich von dem furchtbaren Schicksal einiger deutscher Kolonien in der Ukraine während der Stürme des russischen Bürgerkrieges.

Der Anhang der Sowjetherrschaft war in den lutherischen Dörfern sehr gering. Immerhin gab es einen solchen unter den wirtschaftlich schwächsten und jungen Bauern. Man hörte wohl einmal Worte wie: „Ich habe drei Jahre bei einem reichen Bauern gedient, und wenn er nicht Angst vor den Sowjets gehabt hätte, hätte er mir nicht den richtigen Lohn ausgezahlt,“ oder: „Ich bin ganz zufrieden mit der jetzigen Regierung: vor drei Jahren hatte ich noch kein Pferd und jetzt habe ich schon zwei.“ Die große Mehrzahl der Bauern war sehr religiös gesinnt. Einmal lernte ich eine Familie kennen, die im Jahre 1914 kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges aus der Gegend von Itzehoe bei Hamburg nach Sibirien ausgewandert war, weil Sibirien die letzte Zuflucht sei, wenn der Antichrist komme. Sie lebte mit einigen Gleichgesinnten in einem Hause zusammen. Diese kleine Gemeinde von dreizehn Menschen glaubte fest an den nahe bevorstehenden Weltuntergang und hielt in ihrer Wirtschaft auf mustergültige Ordnung und Sauberkeit. Ich war bei diesen Leuten einmal zu Gast. Vor Beginn des Essens wurde von dem Ältesten ein längeres Tischgebet gesprochen und zum Schluß aus einem frommen Buch vorgelesen und Karten mit frommen Sprü-



chen herumgereicht; jeder mußte einen solchen Spruch vorlesen. Bei diesen Leuten und bei einigen anderen Lutheranern war es auch üblich, abends vor dem Schlafengehen fromme Lieder zu singen. Die Mitglieder der kleinen Sekte, die an den bevorstehenden Weltuntergang glaubte, heirateten nicht, weil das Heiraten angesichts des Weltunterganges eine zu irdische und noch dazu zwecklose Betätigung sei. Nachbarn erzählten mir, ein junger Mann, der trotzdem heiraten wollte, sei deshalb aus der Gemeinde ausgestoßen und verflucht worden.

Die Dorfvorsteher waren in den deutschen Dörfern meistens junge und arme Bauern, da diese sich zum Verhandeln mit den Sowjetbehörden noch am meisten eigneten.

In Alexandrowka blieb ich noch einen weiteren Tag. Am 25. August fuhr ich dann die 40 Werst lange Strecke von Alexandrowka über das deutsche Krasnojarka und das russische Dorf Krawzowka nach Pobotschnoje. In Krasnojarka wurde Halt gemacht und der Wagen in einer Werkstätte ausgebessert. Dieses deutsche Dorf hatte eine Einwohnerzahl von 626 Menschen im Jahre 1920 und 548 im Dezember 1926. Die bisher von mir berührten deutschen Ortschaften gehörten zu dem an deutschen Dörfern besonders reichen Rayon Sosnowka, Krasnojarka dagegen zum Rayon Borißowka und die deutschen Kolonien Pobotschnoje, Prischib und Silberfeld, die ich im weiteren Verlaufe meiner Reise kennen lernte, zum Odessaer Rayon. Schon bei Alexandrowka lagen die Birkenhaine weiter auseinander als im Norden, und je weiter ich nach Süden kam, desto mehr traten sie auseinander und desto größer wurden die Steppenflächen zwischen ihnen. Von Krasnojarka an waren die Birkenwäldchen meist nur noch als kleine Streifen am Horizont zu sehen. Das letzte liegt am Dorfrand von Pobotschnoje, weiter südlich gibt es, wie ich bald darauf feststellen konnte, keinen Birkenhain mehr. Dort beginnt die offene Steppe, die Kirgisensteppe. Auf der Fahrt von Alexandrowka nach Pobotschnoje begegnete meinem Wagen eine Kirgisenkarawane von drei Wagenzügen, die Butter in Fässern von Akmolinsk nach Kulomsino bei Omsk fuhr. Zwei Wagenzüge waren mit Kamelen bespannt, einer mit Ochsen. Es muß wohl eine wahrhaft kirgisische Geduld dazu gehören, mit Kamelen und Ochsen eine so gewaltige Strecke zu fahren. Die drei Wagenzüge verschwanden schließlich am nördlichen Horizont, und zuletzt war nur noch die Staubwolke zu sehen, die sie verursachten.

Pobotschnoje ist 1906 gegründet worden und ist im Okrug Omsk das zweitgrößte deutsche Dorf. Es hatte im Jahre 1920 — 1369 und am 17. Dezember 1926 — 1282 Einwohner. Von allen bei Omsk gelegenen deutschen Dörfern ist es das südlichste und am meisten gegen die Steppe hin vorgeschobene. Erst viel weiter im Süden, bei Akmolinsk, gibt es wieder deutsche Dörfer. Die Einwohner von Pobotschnoje sind aus dem deutschen Wolga-

gebiet eingewandert und zwar wohnten sie auf der Bergseite der Wolga in Pobotschnoje, Jagodnaja Poljana und anderen Kolonien, während die Alexandrowker von der Wiesenseite her stammen. Der Dialekt war in beiden Dörfern etwas verschieden; es war irgendein schon recht verwischter und mit russischen Worten durchsetzter süddeutscher Dialekt. Nirgends wußten die Bauern, aus welcher Gegend von Deutschland sie stammten. Pobotschnoje hatte Kirche und Schulhaus. Das zur Kirche gehörige Glockengerüst stand nicht direkt neben dem Gotteshaus, sondern auf einem freien Platz davor. Man erzählte mir, daß es in der Gegend von Pobotschnoje viel mehr Wölfe gebe als weiter im Norden und daß kaum ein Tag vergehe, an dem nicht ein oder mehrere Stück Vieh von den Wölfen gerissen würden. In Pobotschnoje wohnte ich bei einem alten Bauern, der reich war und keine Kinder hatte. Meistens haben die deutschen Bauern in Sibirien sehr viele Kinder. Der alte Bauer hielt und las die in Lincoln in den Vereinigten Staaten in deutscher Sprache erscheinende „Welt-Post“, die rege Beziehungen zu den Wolgadeutschen in Rußland und zu den nach Amerika ausgewanderten Wolgadeutschen unterhält. Nur wenige deutsche Bauern in Sibirien halten Zeitungen; es handelt sich gewöhnlich um das in Nowo Sibirsk erscheinende deutschsprachige Blättchen „Der Landmann“. Daneben kommen hin und wieder andere Zeitungen vor wie die Moskauer „Deutsche Zentral-Zeitung“, „Die Rote Jugend“, „Die Arbeit“ und russische Zeitungen. Ab und zu gelangen auch politisch linksstehende Berliner Zeitungen in die Hände sibirischer deutscher Bauern. Mein Wirt in Pobotschnoje konnte zwar Gedrucktes, aber nicht Geschriebenes lesen; schreiben konnte er nur seinen Namen. Er hatte einen Brief von einem Freund aus Berlin erhalten; ich mußte ihm den Brief vorlesen und auch die Antwort schreiben. Er diktierte mir den Brief aber nicht und sagte nur, daß er „Maturen“ (Motoren) haben wolle. Ich verfaßte also den Brief selbst, zur großen Zufriedenheit des Bauern.

Fast in jedem Dorf kamen Leute zu mir, die sich von mir für Geld photographieren lassen wollten. Ich konnte diesem Wunsche fast nie nachkommen, weil ich nur eine begrenzte Anzahl von Platten bei mir hatte, die ich für die wissenschaftlichen oder sonst interessanten Aufnahmen brauchte. Die Bauern konnten sich meistens nicht erklären, weshalb ich reiste, und es war sehr schwer, es ihnen klar zu machen. Die deutschen Bauern waren zweifellos intelligent, und man konnte manchmal kluge Worte von ihnen hören, aber davon, was über den Kreis des Gewohntes hinausging, konnten sie sich begrifflicher Weise keine Vorstellungen machen. Einmal unterhielt ich mich mit einer Bauernfamilie über Deutschland und über meine Reise und zeigte schließlich die 10-Werst-Karte von der Omsker Gegend. Ich zeigte den Leuten ihr Dorf, die ihnen bekannten Nach-

bardörfer, Omsk, den Irtysh und die Bahnlinie auf der Karte und zuletzt fragten sie mich: „Und wo ist Deutschland auf dieser Karte?“

Manche Deutsche trugen mir auf, in Deutschland nach ihren seit dem Weltkriege oder dem Bürgerkriege vermißten Angehörigen zu forschen. Ein Bauer, der als Gefangener nach Deutschland gekommen und nach Kriegsende dort geblieben war, hatte, obwohl er in Sibirien Frau und Kinder besaß, in Deutschland wieder geheiratet und nun auch dort Frau und Kinder. Seine rechtmäßige sibirische Frau fragte mich, ob man ihren Mann nicht mit Gewalt wieder zurückbringen könne.

Am frühen Morgen des 27. August lud mein alter Bauer, der „Papa Wittig“, etwas Heu, einen Hafersack, einen kleinen Sack mit Brot, einen großen Pelz und einen alten Regenschirm auf seinen Wagen, spannte an, und dann fuhren wir, auf dem Hafersack sitzend, auf die Steppe hinaus nach Süden. Pobotschnoje verschwand mitsamt seinem Birkenhain am nördlichen Horizont, und nach allen Seiten hin sah man Äcker und vor einem den geraden staubigen Weg, zu dessen beiden Seiten wie gewöhnlich viel Wermut wuchs, der von Schafen und Kamelen gern gefressen wird und aus dem man auch Arznei bereitet. Mein Ziel war der große Salzsee Teke. Zwischen den Äckern gab es Stücke noch unbeacketer Steppe, die nach Süden zu häufiger wurden, die ich aber auch schon in den ersten Tagen meiner Reise durch die Dörfer gesehen hatte. Ab und zu trafen wir einen mit Heu beladenen Wagen; an einer Stelle am Wege bemühten sich Leute von Pobotschnoje, ihre entzwei gegangene Mähmaschine in Ordnung zu bringen. Da man in Sibirien meistens keine Schuppen für die landwirtschaftlichen Maschinen hat, stehen die Maschinen bei jedem Wind und Wetter im Freien und werden dadurch natürlich bald schadhast. Die ebene und nirgends durch Birken oder ein Dorf unterbrochene Steppenlandschaft vermittelte mir aufs stärkste den Eindruck der Grenzenlosigkeit und unermeßlichen Weite. Unwillkürlich schweifte der Blick zum Horizont, ob dort nicht eine Stelle sei, auf die er sich konzentrieren könne. Gerade vor mir tauchte ein Punkt auf; ich überlegte: ist es ein Wagen, ein Heuhaufen oder gar ein Haus? Nein, dazu ist es zu spitz. Es war ein Kirgise zu Pferd, der mit einer langen Stange drei Rinder vor sich her trieb. Als er vorbei war, waren wir wieder allein; kein Lebewesen zu erblicken. Wir verließen jetzt das Gebiet, das teilweise den Pobotschnojern gehörte, teilweise von ihnen vom Staate gepachtet war, und kamen auf das Gebiet des Ukrainerdorfes Gromoglasowskoje und damit auf das Territorium der Kirgisenrepublik. Plötzlich tauchte dicht über dem südlichen Horizont in weiter Ferne ein ganz hellblauer zweiter Horizont auf, und schließlich hatten wir eine weite flache Mulde vor uns, in der links im Hintergrund eine Wasserfläche im Sonnenlicht glänzte: der See Teke. Jen-

seits der Mulde in hellblauer Ferne stieg das Land wieder an und trennte dadurch das vor uns liegende Becken des Teke von dem südlicheren des Selety Dengis. Einige Kilometer vor uns lag das große Ukrainerdorf Gromoglasowskoje wie ein dunkler Strich in der hellbraunen Steppenlandschaft. In rascher Fahrt ging es jetzt in das Seebecken hinunter; dabei durchquerten wir einige kleinere den flachen Abhang durchfurchende Erosionstäler, die jetzt jedoch kein Wasser führten. Gromoglasowskoje bot einen ganz anderen Anblick als die deutschen Dörfer. Es hatte nicht wie diese gerade, rechtwinklig sich kreuzende Straßen; hier durchzogen die Straßen unregelmäßig das sehr weitläufig gebaute Dorf. Auch lag nicht wie in den deutschen Dörfern ein Hof dicht neben dem andern, sondern kleine Ackerstücke und Sonnenblumenfelder lagen dazwischen. Fast alle Häuser waren aus Lehm gebaut. Während viele deutsche Dörfer, die ich sah, einen kleinen künstlich angelegten Teich hatten, war der Dorfteich von Gromoglasowskoje ein kleiner natürlicher abflußloser Steppensee. Wir wandten uns von hier ab nach Osten, dem Teke entgegen. Der Boden der Seeniederung, auf dem wir von den erwähnten Erosionstälern an fuhren, bestand aus Sand und Lehm mit weißem Salz dazwischen, während wir weiter nördlich immer über Schwarzerde gefahren waren. In der Seeniederung wuchsen harte Gräser und ganz kleine Büsche von Rotholz und Süßholz dazwischen verstreut. In der ganzen Niederung gab es nur zwei ganz vereinzelte Bäume, die man schon von weitem sah. Schließlich kamen wir zu dem Kirgisen-Aul Chutor Malachaika. In einiger Entfernung im Süden von uns waren noch andere Aule. Wir mußten hier einen flachen, salzigen Flußarm durchfahren. Das Pferd, das noch nie einen Fluß gesehen hatte, bekam es mit der Angst und wollte umkehren. „Papa Wittig“ mußte es am Zügel hinüberführen. Wir durchfuhren dann noch fünf andere Flüsse, die sehr breit waren, aber fast gar kein Wasser hatten. Zu ihnen gehörte der Korschun-Bai, in dessen Nähe wir seit Gromoglasowskoje gefahren waren. Der Grund der Flüsse bestand aus zäh-schlammigem grauschwarzem Ton, der jedoch anscheinend nicht tief war, denn die Räder unseres Wagens sanken nur wenig ein. Wir mußten einen kurzen wolkenbruchartigen Regen über uns ergehen lassen. Schließlich ließ ich den Wagen nach links vom Wege abbiegen, und so kamen wir an das Ufer des sehr großen Sees. An einigen Stellen sah man das gegenseitige Ufer, an anderen bildeten Himmel und Wasser den Horizont. Das Wasser war sehr salzig, der See sicherlich außerordentlich flach. Der starke, jetzt gerade herrschende Westwind hatte das Wasser vom Ufer weggetrieben, und vor unseren Augen wich es noch weiter zurück. Infolgedessen war zwischen dem Ufer und dem Wasser der dunkelgraue tonige Seegrund frei geworden, auf dem man gehen konnte; man mußte aber acht geben, daß die Stiefel nicht stecken blie-

ben. Bei stillem heißem Wetter lagert sich am Seeufer das Salz in einer weißen Schicht ab. Ein ganzer Wall von Insektenleichen, besonders von kleinen Käfern, lag am Rande. Der See Teke ist abflußlos. Auf dem Rückweg konnte ich eine Zieselmaus beobachten, die bei unserer Annäherung in ihrer Höhle verschwand. In Malachaika unterhielten wir uns mit einigen Kirgisen. Kurz ehe wir nach Gromoglasowskoje kamen, ging die Sonne unter. Wir aßen bei einem Ukrainer, der ein Bekannter Wittigs war, zu Abend. Uns wurde alles vorgesetzt, was die Leute hatten: Sonnenblumenkerne, Gurken, Brot, Kartoffeln und Milch. Obwohl in dem sehr kleinen Zimmer sieben Menschen hausten, lud der Ukrainer uns freundlich ein, bei ihm zu übernachten. Wir beschlossen aber weiter zu fahren. Hier sah ich zum erstenmal eine russische Bauernstube, die einen erheblich anderen Eindruck macht als eine deutsche. Die Familie schläft auf dem geräumigen niedrigen Ofen; die Wiege für das jüngste Kind ist ein Kasten, der an Stricken von der Decke herabhängt. An der Wand befinden sich einige Heiligenbilder. In einer Ecke steht ein einfacher Tisch mit einem Petroleumlämpchen und zwei Bänken. Mehr war in dem Zimmer dieses Ukrainers nicht vorhanden. Gromoglasowskoje wurde 1908 gegründet; die Einwohner kamen aus dem Gouvernement Jekaterinoslaw. Bei hellem Mondschein und empfindlicher Kälte fuhren wir den langen Weg nach Pobotschnoje zurück, wo wir um 3 Uhr morgens ankamen. Es war schwacher Nachtfrost, der in diesen Gegenden in jedem Monat möglich und der größte Feind der Landwirtschaft in Sibirien ist.

Am folgenden Tage fuhr „Papa Wittig“ mich mit seinem Wagen nach dem deutsch-lutherischen Dorf Prischib (Romanowka). Unterwegs kamen wir durch fünf russische Dörfer und einige Kirgisen-Aule. Soweit wir mit Russen in ein Gespräch kamen, sprachen sie ukrainischen Dialekt. Ein kirgisischer Winter-Aul, durch den wir kamen, war vollständig von den Einwohnern verlassen. Einmal fuhren wir über einen großen, frisch mit dem Motorflug gepflügten Acker, der einem wohlhabenden Kirgisen gehörte; diesen Kirgisen selbst trafen wir im nächsten Russendorf. Er sah sauber und zivilisiert aus und war russisch gekleidet. Ein anderes Mal mußten wir ziemlich lange nach dem richtigen Wege suchen, bis uns schließlich die Kirgisen richtig Bescheid sagten.

Prischib bildete früher mit dem nur zwei Werst entfernten deutschen Dorf Silberfeld (Serebropolje) eine Gemeinde. Prischib hatte 1920 — 132, am 17. Dezember 1926 — 320 Einwohner, für Silberfeld sind die entsprechenden Zahlen 147 und 166. Die Einwohner waren fast alle aus dem südrussischen Gouvernement Cherson gekommen; der Bauer, bei dem ich wohnte, stammte aber aus Wolhynien. Er gehörte wie einige andere deutsche lutherische Bauern, die ich vorher kennen gelernt hatte,

zu einer in Sibirien recht verbreiteten lutherischen Betbrüder-Gemeinschaft. Er besaß eine Geige, auf der er fleißig übte und hoffte es damit noch so weit zu bringen, daß er beim Gottesdienst musizieren könne. Bei ihm waren Wohnhaus und Stall unter einem Dach, was bei den anderen deutschen lutherischen Bauern nicht der Fall war. Die Einwohner von Prischib sprachen einen etwas anderen Dialekt als die der anderen lutherischen Dörfer, einen Dialekt, der jedenfalls nicht ausgesprochen süddeutsch war. Vor allem fiel mir auf, daß sie g wie j aussprachen. Hier gab es, wie in den meisten lutherischen Dörfern, einzelne Bauern, die in Deutschland als Kriegsgefangene gewesen waren.

An dem Abend meiner Ankunft war in Prischib Gemeindeversammlung; ich ging hin, um mich beim Vorsteher anzumelden. Er gab meinen Paß dem Dorfschreiber. Der begann meinen russischen Paß vorzulesen bis zu dem Worte „Visum“. Da hielt er ein und meinte, das sei irgend so ein ukrainisches Wort. Am nächsten Tag sah ich mir das Dorf genauer an. Infolge der Kleinheit des Dorfes hatte man hier womöglich noch mehr als in den anderen Dörfern den Eindruck der Weltentlegenheit und des Friedens. Die kleinen Häuschen mit ihren Gärten und die verkehrslosen teilweise mit Gras bewachsenen ungepflasterten Straßen, dazu der Birkenhain am Dorfrande, das alles sah so sehr nach Stille und Frieden aus. Wenn man sich aber mit den Bauern unterhielt, die fast alle ernst und oft verarbeitet aussahen und dazu mager und sehnig, so hörte man immer wieder von den furchtbaren Zeiten, die sie hinter sich hatten. Als im Herbst 1919 die Armee Koltshaks zusammenbrach, wüteten in der Gegend von Omsk große Epidemien. Die Bauern mußten die zu großen Bündeln zusammengebundenen Leichen nach Omsk fahren, wo sie zu Bergen aufgestapelt und verbrannt wurden. Leute, die während der großen Hungersnot aus dem Wolgabiet geflüchtet waren, erzählten noch schlimmere Dinge.

Im Gegensatz zu den anderen Dörfern waren in Prischib und in Silberfeld keine Kamele in Gebrauch.

Am 30. August stand ich schon um  $\frac{3}{4}$  3 Uhr von meinem einfachen aber durchaus genügenden Lager auf; eine Stunde später setzte sich der Wagen, der mich mitnahm, in Bewegung. Diesmal ging es nicht wie sonst immer in stetigem flottem Trab, sondern schneckenhaft langsam im Schritt, denn der Wagen wurde von zwei Ochsen gezogen, noch dazu junge Tiere, die noch etwas eigenwillig waren. Der Wagen wollte nach Omsk fahren und dort Holz für den Schulhausneubau in Prischib holen. Zwar wurde das Schulhaus aus Lehm gebaut, aber für Tür- und Fensterrahmen, für Dachbalken und Inneneinrichtung brauchte man Holz. Die Fahrt ging über einige Russendörfer nach dem deutschen Dorf Nowinka. Das einzige katholische deutsche Dorf der ganzen Gegend, das 392 Einwohner zählende Grünfeld (Seleno-

polje), blieb östlich unseres Weges. Nach dreizehnstündiger Fahrt verließ ich den Wagen in Nowinka.

Dieser Ort wurde schon 1895 gegründet. Er hatte im Jahre 1920 — 737, am 17. Dezember 1926 — 573 Einwohner. Alle waren aus dem Wolgagebiet eingewandert. Nowinka war ein großes wohlhabendes Dorf mit einer Anzahl von besonders schönen hölzernen Bauernhäusern, wie sie im deutschen Wolgagebiet üblich sein sollen, mit schön geschnitzten Hoftoren. Ich bedauerte deshalb, daß ich die für die Reise durch die Dörfer mitgenommenen photographischen Platten schon verbraucht hatte. Nowinka hatte auch einen recht großen künstlich angelegten Teich. Die zwei am Dorfrande liegenden Birkenhaine waren besonders schön und kräftig gewachsen, weil man sie durch einen Zaun gegen Beschädigung durch das Vieh geschützt hatte. So bestätigte dieser Ort besonders gut den allgemeinen Eindruck, daß die schon viele Jahre vor dem Weltkriege gegründeten Dörfer sich besser hatten entwickeln können als die erst kurz vor dem Kriege neu angesiedelten. In Nowinka wurde ich bei einem reichen Bauern einquartiert, der mir mit Stolz seine beiden großen Gemüsegärten zeigte. Sie waren besonders reichhaltig und enthielten wohl so ziemlich alles, was in der Omsker Gegend wachsen kann. Hier gab es Gelbmöhren, Kohlrabi, Zuckerrüben, Kartoffeln, Tabak, Bohnen, Knoblauch, Himbeeren, Stachelbeeren, Schwarzbeeren, Sonnenblumen, Mohn, Tomaten und sogar ein paar junge Apfelbäumchen und ein Birnenbäumchen, die im Herbst zum Schutz gegen die hereinbrechende Kälte bewickelt und auch sonst besonders sorgfältig gepflegt werden mußten. Mein Wirt besaß gemeinsam mit einem Russen aus dem Nachbardorf eine Dreschmaschine, die 1912 von einer österreichischen Firma hergestellt worden war und die nun Tag und Nacht für die ganze Nachbarschaft arbeitete, denn hier hatte jetzt schon die Ernte angefangen. Die Lokomobile, von der die Dreschmaschine getrieben wurde, wurde mit Stroh geheizt. Ein Mann war nur damit beschäftigt, ununterbrochen Stroh in das Feuer zu schieben. Getreide und Stroh wurden in großen Schobern am Dorfrand gelagert und durch Zäune oder Mistwälle vor dem Vieh geschützt. Gewöhnlich waren in den deutschen Dörfern die Hofhunde an ihrer Hundehütte angekettet oder sie konnten sich überhaupt frei bewegen. Mein Wirt in Nowinka hatte aber einen Draht über seinen Hof gespannt und die Leine seines Hofhundes daran befestigt, so daß der Hund zwar angebunden war, aber doch an dem Draht entlang über den Hof hin und her laufen konnte. In Nowinka hielten mich viele für ein Mitglied der deutschen Arbeiterdelegation, die gerade in diesen Tagen in Omsk war und dort im Hotel „Jewropa“ wohnte. Die Bauern meinten, die Delegation solle doch auch einmal in die Dörfer gehen, anstatt in der Stadt im Hotel zu sitzen.

Die lutherischen Deutschen des Omsker Okrugs hatten drei

Jahre lang keinen Pfarrer gehabt. In Nowinka erfuhr ich, daß jetzt endlich ein neuer Pfarrer aus dem europäischen Rußland gekommen, aber sogleich in Tara ermordet worden sei. Ich fand das später durch Zeitungsnachrichten bestätigt<sup>1</sup>.

Im Zimmer des Dorfrats (Selsowet) erlebte ich einen Streit zwischen deutschen Bauern. Ein alter Bauer wollte einem Arbeiter, der lange bei ihm gedient hatte, nicht den rechten Lohn zahlen. Der Vorsitzende sprach auf ihn ein: er solle Vernunft annehmen; wenn der Arbeiter sich an die Sowjetbehörden wende, könne es ihm, dem Arbeitgeber, schlecht ergehen. Von den anwesenden Bauern sagte einer nach dem anderen dem alten Geizkragen, daß er unrecht habe und entfernte sich dann. Wie später der Streit ausgegangen ist, weiß ich nicht.

Am 31. August fuhr ich von Nowinka über Schilling (Sosnowka) nach Kulomsino, wo ich abends ankam. Schön war der Anblick der vielen Lichter der Stadt Omsk auf der anderen Seite des Irtysch.

In den nächsten Tagen war ich oft im Theater in Omsk, wo noch immer die erwähnte ukrainische Truppe spielte. Ich hatte die Absicht, mit dem Dampfer auf dem Irtysch nach Pawlodar zu fahren, um von dort aus eine zweite Reise durch deutsche Dörfer zu unternehmen. Am 5. September, morgens, sollte mein Dampfer in Omsk ankommen und abends um 6 Uhr weiterfahren. Als ich gegen Mittag zur Anlegestelle ging, war er noch nicht da; es war ein Anschlag ausgehängt, daß er erst um 12 Uhr nachts abgehen werde. Ich hatte also noch viel Zeit und beschloß, das hölzerne Theater, in dem ich oft gewesen war, zu photographieren. Wie gewöhnlich wurde ich auch dabei wieder von einigen Leuten angesprochen, und schließlich mischte sich eine ältere Dame in das Gespräch. Es stellte sich heraus, daß sie eine der ukrainischen Schauspielerinnen war. Sie schlug mir vor, ich solle doch die ganze Truppe in ihren Kostümen aufnehmen, wozu ich natürlich gerne bereit war. Ich wurde in das Theatergebäude geführt, wo gerade die Truppe bei einer Probe war, und dem Leiter vorgestellt. Bald war abgemacht, daß alle nach Beendigung der Probe ihre Kostüme holen sollten. Zur bestimmten Zeit waren wir wieder beisammen. Die beste junge Schauspielerin, sozusagen der „Star“ der Truppe, war mit dem Ankleiden zuerst fertig, kam heraus und sagte zu mir: „Ich bin fertig. Sie können mich photographieren.“ Bald kamen auch die anderen, und ich machte eine Reihe von Aufnahmen; immer eine für mich und eine für die Schauspieler. Gegen Abend fuhr ich mit meinem Gepäck zur Dampferanlegestelle. Der Dampfer war

---

<sup>1</sup> Beschreibung der Tat und Angaben über das Leben des ermordeten Pfarrers in: „Die evangelische Diaspora, insbesondere des Auslandsdeutschtums“; Zeitschrift des Gustav Adolf-Vereins; IX. Jahrg., Heft 2, Mai 1927. Aufsatz: „Pastor Schultz und sein Zeugentod in Sibirien“.



noch nicht da. Es hieß, er werde um 12 oder 1 Uhr nachts kommen und wahrscheinlich um 8 Uhr früh weiterfahren. Ich ließ mein Gepäck an der Aufbewahrungsstelle und ging in das Theater. Nach Schluß der Vorstellung ging ich wieder zum Hafen. Es war 1 Uhr nachts. An der Anlegestelle lagen bunt durcheinander schlafende Menschen, die ihre Koffer und sonstigen Gepäckstücke zu einem Wall aufgetürmt hatten. Ich überkletterte ihn und las die Bekanntmachung, daß der Dampfer nicht vor 8 Uhr abgehen werde, machte mich auf den Weg zum Hotel und war noch nicht ganz da, als ich es vom Hafen her tuten hörte, und kehrte wieder um, in der Meinung, daß der Dampfer jetzt vielleicht angekommen sei. Im Hafen war aber keine Spur von dem Dampfer; bei meinen Nachforschungen fiel ich in der Dunkelheit in eines der großen Löcher im Erdboden am Irtysschifer, ohne jedoch zu Schaden zu kommen. Ich stellte fest, daß das Getute von der Eisenbahn herrührte, und begab mich dann in mein Hotel. Am nächsten Tag saß ich dauernd an der Dampferanlegestelle und wartete. Um  $\frac{1}{2}$ 3 Uhr nachmittags kam dann das Schiff endlich. 10 Minuten nach 4 Uhr wurde es schließlich dem Publikum gestattet, an Bord zu gehen, und um 7 Uhr setzte der Dampfer sich glücklich mit 25 Stunden Verspätung in Bewegung.

### Drittes Kapitel.

#### Auf dem Irtysh nach Pawlodar.

Mein Dampfer, der „Pjatyj Oktjabr“ („Der fünfte Oktober“) hieß, glich genau dem Schiff, das ich zu der Wolgafahrt benutzt hatte. In der Dunkelheit glitt es wie ein Komet stromaufwärts, denn ein großer Funkenregen entströmte dem Schornstein, weil der Kessel mit Birkenholz geheizt wurde. Ebenso kam uns ein anderer Dampfer mit einem großen Feuerschweif von Funken entgegen. Ein Scheinwerfer am Bug des Schiffes beleuchtete Fahrwasser und Ufer. Am nächsten Morgen begegnete unserem „5. Oktober“ der „8. Februar“. Sonst war jedoch auf dem Irtysh nur sehr wenig Schiffsverkehr, ganz bedeutend weniger als auf der Wolga. Hier fehlten auch vollständig die bewaldeten Berge der Wolgalandschaft. Der rechte Uferrand des Irtyschtales war erheblich höher als der linke; er fiel recht steil zum Talgrund oder zum Strom selbst ab. Nirgends nahm er aber die Form von Bergen an; er war nur der Rand der vollständig ebenen Steppenfläche, in die der Irtysh sein Tal gegraben hatte. Bäume und kleine Wäldchen waren nur am Ufer und auf den vielen Inseln innerhalb der Stromarme zu sehen. Der Strom selbst erinnerte in seiner gewaltigen Breite und infolge seiner vielen Verzweigungen sehr an die Wolga. Zwei ganze Tage lang trug mich der Dampfer stromaufwärts. An beiden

Tagen war es stürmisch. Der Irtysch hatte Wellen mit kleinen Schaumkämmen. Da er Niedrigwasser hatte, waren viele Flußsandflächen nicht vom Wasser bedeckt, so daß der Wind den Sand in Wolken von diesen Flächen aufwirbelte. Auf dem Rand der Steppe am rechten Stromufer lagen in ziemlich regelmäßigen Abständen Kosakendörfer. Zwischen Omsk und Pawlodar sind viele Haltestellen eingerichtet. An ihnen entwickelte sich jedesmal ein lebhafter Handel mit Melonen und Wassermelonen, die man für wenige Kopeken kaufen konnte. Über zwei Drittel der ganzen Fahrstrecke lagen auf dem Gebiete der Kirgisenrepublik.

Mitten in der Nacht kam der Dampfer in Pawlodar an. Ein kirgisischer Kutscher fuhr mich zum „Hotel“. Dieses Hotel war ein Holzhäuschen, das sich kaum von einem Bauernhaus unterschied. Ich erhielt hier ein winziges Zimmerchen, das von dem Flur nur durch einen Bretterverschlag getrennt war. Am nächsten Tag sah ich mir den Ort an. Eine solche Stadt hatte ich noch nie gesehen. Von den breiten geraden Straßen war keine einzige gepflastert. Die kleinen Häuser waren aus Holz, manche aus Lehm, einige aus Ziegelsteinen erbaut. Aber da es sich um eine alte Stadt handelte, die in den Kämpfen zwischen Russen und Kirgisen eine Rolle gespielt hatte, gab es hier drei große Kirchen. Von ihnen war die größte und neueste nicht ganz fertig ausgebaut; anscheinend sollte der Bau auch nicht mehr vollendet werden. Außerdem sah ich eine ziemlich große Moschee mit schlankem Minarett. Besonders fiel Pawlodar jedoch durch seine vielen Windmühlen auf. Der ganze östliche Teil der Stadt war mit ihnen durchsetzt. Am 17. Dezember 1926 hatte Pawlodar 17 927 Einwohner. Alle Straßen waren sehr sandig; in einigen hatte der Wind den Sand zu ein bis zwei Meter hohen Dünen angehäuft. Am ersten Tage meiner Anwesenheit erhob sich ein starker Sturm, und bald war die Luft überall mit Sand erfüllt, so daß man nicht weit sehen konnte. Wenn ich gegen den Wind ging, konnte ich kaum die Augen offen halten, obwohl ich mir den Mantel vor das Gesicht hielt. Überall sah man viele Kirgisen. Auf dem Marktplatz, dem „Basar“, herrschte lebhafter Betrieb. Besonders viel wurde mit Wassermelonen, „Arbusen“ genannt, gehandelt, die auch am Hafen in großen Mengen aufgestapelt waren. In der Gegend von Omsk werden sie nicht angebaut, bei Pawlodar dagegen überall. Einmal ließ ich mich im Boot zur anderen Seite des Irtysch übersetzen, von der aus man eine schöne Aussicht auf die Stadt hatte. Dort sprach mich ein Kirgise an, der kein Wort russisch konnte. Er sagte nur immer, lebhaft gestikulierend und freundlich grinsend „hähä, hähä“; er wunderte sich anscheinend darüber, wie ich photographierte. Er gehörte zu einer Anzahl von Arbeitern, die hier die Mühlsteine für die Windmühlen bearbeiteten. In der Nähe war ein Kirgisen-Aul. Der Boden der Steppe bei Pawlodar bestand aus brauner Erde und enthielt viel Sand. Ich wollte eigentlich von

Pawlodar über die Station Kulunda mit der Eisenbahn nach Slawgorod fahren, aber auf dem kleinen, außerhalb der Stadt gelegenen Bahnhof erfuhr ich, daß der Zug nur zweimal wöchentlich fuhr. Zudem sagte mir ein deutscher Dorflehrer, der mich in meinem kleinen Hotel aufsuchte, daß deutsche Bauern mich bis zum Mennonitendorfe Nadarowka mitnehmen würden, von wo aus es nicht sehr schwer sein werde, nach Slawgorod zu gelangen. Ich verschaffte mir noch statistisches Material über die deutschen Dörfer des Rayons Pawlodar und beschloß dann, mit Bauernwagen nach Slawgorod zu fahren.

## Viertes Kapitel.

### Fahrt durch deutsche Dörfer von Pawlodar nach Slawgorod.

Am 11. September ging es von Pawlodar aus nach Nordosten in die öde Steppe Kulunda hinein. Nach welcher Seite man auch blickte, kein Baum und kein Strauch war zu sehen. Es herrschte strahlender Sonnenschein und es war noch recht warm. Wir waren fünf Mann auf dem Wagen: der kirgisische Kutscher, drei mennonitische Bauern und ich. Der Bauer, dem der Wagen gehörte, sagte mir, daß er mit seinem kirgisischen Kutscher sehr zufrieden sei; er sei vor allem zuverlässig und man könne ihm ruhig Pferd und Wagen und mehrere hundert Rubel geben und ihn damit bis Semipalatinsk schicken, um Petroleum und andere Dinge zu kaufen. Bei einem Russen würde er das nicht wagen. Der Kirgise aber komme nach einigen Wochen zurück und habe dann alles richtig besorgt. Ich konnte schon hier wie später überall in den mennonitischen Dörfern feststellen, daß die mennonitischen Bauern ein mit einigen russischen Worten vermisches Plattdeutsch sprachen. Bei diesem Bauer kam noch hinzu, daß er ausgeprägten Humor besaß, eine echt niederdeutsche Art von Schalkhaftigkeit. Als wir Rast machten, schickte er sich an, seinen Kirgisen zum Abendessen zu schlachten, was große Heiterkeit erregte, zumal der Bauer ein wohlbeleibter Mann war, dem die Gutmütigkeit aus allen Knopflöchern hervorschaute. Allerdings war der allergrößte Teil der deutschen Bauern, die ich in Sibirien kennen lernte, der Mennoniten sowohl wie der anderen, ganz anders: hager, verarbeitet, ernst und wortkarg. Dazu kam wohl noch manchmal mißtrauische Zurückhaltung mir gegenüber, so daß ich sonst kaum Gelegenheit hatte, deutschen Humor in Sibirien kennen zu lernen. Diese Zurückhaltung war ja nur zu verständlich; man konnte ja nicht wissen, weshalb ich auf dem Lande umherreiste. Wir kamen an einigen Salzseen vorbei; an dem See Korjakowskoje machten wir Halt. Nur in der Mitte des Sees war Wasser zu sehen; ringsherum

dehnte sich eine weite weiße Salzschrift aus, die wir betraten. Man konnte sie mit dem Stock durchstoßen; sie war einige Zentimeter dick und lag direkt auf dem Seegrund auf. Wo das Salz zum Abbau reif war, hatte es einen schwachen rötlichen Schimmer. Auf der anderen Seite des Sees hatte man schon mit der Salzgewinnung angefangen und drei Hügel aus Salz aufgeschüttet. Am See war ein Eisenbahngleis zum Abtransport des Salzes nach der Bahnlinie Pawlodar—Kulunda hin. Nachdem ich mir die Salzschrift genau angesehen hatte, fuhren wir weiter. Auf dem Wege lag ein verfaulender Pferdekadaver, dem man das Fell abgezogen hatte. Weiterhin trafen wir einen großen Wagenzug: einige Kirgisen transportierten mit vielen Ochsen und einem Kamel Holz und Petroleum vom Irtysch nach Slawgorod. Wir fuhren über das kleine Russendorf Kuhaly bis zu der großen Russenortschaft Jefremowka, wo wir in dem großen schönen Einstellhof übernachteten. Hier hingen Heiligenbilder und Bilder von bolschewistischen Führern friedlich nebeneinander an der Wand. Wir waren mit einigen Ukrainern und Russen zusammen, denen ich viel von Deutschland erzählen mußte. Sie waren unerschöpflich im Fragen. Dann legte man sich zu kurzer Ruhe auf den Fußboden nieder. Ich schlief jedoch keinen Augenblick, weil mich die Flöhe arg plagten. Um 4 Uhr standen wir auf und fuhren gleich weiter über das deutsche mennonitische Dorf Rosowka, das 54 Höfe und 320 Einwohner hat und zwei Russendörfer nach dem Mennonitendorf Nadarowka. Dabei überholten wir wieder den großen Wagenzug, den wir gestern schon einmal eingeholt hatten. Es war ein sonniger aber recht kalter Morgen. Erst als die Sonne schon hoch am Himmel stand, wurde es wärmer. Kurz vor Nadarowka machten wir Halt, um die Pferde weiden zu lassen. Wir selbst aßen währenddessen Arbusen.

In Nadarowka war ich der Gast des dicken freundlichen Bauern, mit dessen Wagen wir gekommen waren. Ich konnte mich ordentlich säubern und noch etwas ausschlafen. Mein Wirt, der aus der Krim hierher gekommen war, hatte einen sehr großen Gemüsegarten, in dem es u. a. Gelbmöhren, Mais und sehr viele Kürbisse gab. Er hatte großes Interesse für Deutschland und für die Ereignisse des Weltkrieges. Nadarowka war 1907 gegründet worden und hatte nach der Angabe, die ich dort erhielt, 270 Einwohner (33 Höfe). Nach der Zählung vom 17. Dezember 1926 hatte es nur 241 Bewohner. Hier liegt wahrscheinlich eine Abnahme der Volkszahl infolge starker Auswanderung vor. Als ich nach Nadarowka kam, waren schon eine Anzahl Einwohner nach Mexiko ausgewandert und hatten geschrieben, daß es ihnen dort gut gehe. Infolgedessen wollten ihnen jetzt andere dorthin folgen. Auch dadurch, daß ich äußerte, daß das doch ein gewagtes und unsicheres Unternehmen sei, ließen sie sich nicht irre machen. Als Grund zur Auswanderung gaben sie die hohen Steuern, das schlechte Klima und außerdem die

Deutschfreundlichkeit Mexikos an. Ich traf immer wieder in Mennonitendörfern bei manchen Einwohnern diese Auswanderungslust an. Bei den Lutheranern und Katholiken bestand sie nicht. Der wahre Grund zur Auswanderung lag in der Unzufriedenheit dieser Mennoniten mit den neuen Verhältnissen, aus religiösen und wirtschaftlichen Motiven. Von allen Bevölkerungsbestandteilen Sibiriens hängen die Mennoniten am stärksten an der Religion. Vor allem paßt es ihnen nicht, daß die Lehrer, wo es welche gibt, in der Schule Propaganda gegen die Religion treiben. Dazu kommt noch, daß das alte Vorrecht der Mennoniten, keinen Heeresdienst mit der Waffe leisten zu brauchen, das von der früheren Regierung stets gewährt worden war, nicht mehr aufrecht erhalten wird. Den Mennoniten verbietet ihre Religion jedes Kämpfen mit der Waffe in der Hand. Während des Weltkrieges wurden sie deshalb nicht an die Front geschickt, sondern verrichteten Arbeiten in der Etappe. Manche wurden wegen ihrer Kenntnis der deutschen Sprache als Gefangenenaufseher angestellt. Unter den Mennoniten herrschte aber auch aus wirtschaftlichen Gründen Unzufriedenheit. Von allen Bauern waren sie infolge ihrer wirtschaftlichen Tüchtigkeit die wohlhabendsten und mußten deshalb auch bei weitem die größten Steuern bezahlen. Ferner war zur Zeit des Kriegskommunismus die allgemeine Beschlagnahme aller landwirtschaftlichen Produkte gerade in den deutschen Dörfern Sibiriens mit besonderer Schärfe durchgeführt worden. Alles das zusammen veranlaßte bei den Mennoniten eine große Auswanderungsbewegung. Das Ziel war bei den meisten Kanada. Für die Erhaltung des Deutschtums ist die Auswanderung von Mennoniten aus Sibirien nach Amerika von größtem Nachteil, weil diese Deutschen, die in Rußland und Sibirien ihrem Volkstum stets treu blieben, in Amerika, besonders in Kanada, sehr schnell angliedert werden. Schon wenige Jahre nach der Einwanderung in Kanada sprechen vielfach die Kinder der Mennoniten englisch, anglisieren ihre Vornamen und geben sich die größte Mühe, auch in Kleidung und Benehmen den anderen Kanadiern möglichst gleich zu sein. Unter den Ursachen dieser Erscheinung ist wohl die wichtigste die, daß das Deutschtum in Rußland und Sibirien eine sehr geachtete Stellung einnimmt, in Kanada aber die neu eingewanderten Deutschen aus der Sowjetunion von oben herab angesehen werden.

Die Mennonitendörfer, die ich in Sibirien sah, glichen einander meistens wie ein Ei dem anderen. Man konnte sie schon von weitem von anderen deutschen und von russischen Dörfern unterscheiden. In der Hauptsache lag das an der Bepflanzung der Dorfstraße mit mehreren geraden Reihen von Espen, durch die die Häuser gegen Sicht von außerhalb des Dorfes verdeckt wurden. Infolgedessen sahen alle Mennonitendörfer von weitem wie Haine aus, mit einem Einschnitt in der Mitte: der Dorf-

straße. Erst aus der Nähe konnte man die hinter und zwischen den Bäumen verborgenen Häuser erkennen. Der Anblick eines solchen Mennonitendorfes wirkte in der öden Kulunda-Steppe besonders überraschend, da sonst nirgends auf der Steppe Bäume wuchsen und in den russischen Dörfern nur sehr wenige. Bei näherer Besichtigung entdeckte man noch andere Besonderheiten der mennonitischen Dörfer. Die Häuser waren meistens etwas größer und besser gebaut als die Häuser der lutherischen und katholischen Deutschen und der Russen. Bei den Mennoniten waren in der Regel Wohnhaus und Stall unter einem Dach, bei den Lutheranern und Katholiken waren sie, abgesehen von wenigen Ausnahmen, getrennt. Die Wohnräume der Mennoniten unterschieden sich nicht von denen der anderen Deutschen. Ganz besonders zeichneten sich die Mennoniten durch guten Gartenbau aus und hatten überall, wohin ich kam, große Gemüse- und Blumenbeete. Die mennonitischen Siedlungen in Sibirien sind an Einwohnerzahl gering. Von den 57 mennonitischen Dörfern des Okrugs Slawgorod hat keins mehr als 500 Einwohner. Deshalb haben die Mennonitendörfer immer nur eine Dorfstraße. Von den Mennoniten, die in Sibirien leben, stammt ein Teil aus Holland, doch fühlen sich alle als Deutsche, alle sprechen plattdeutsch, und es werden auch alle von den Russen als Deutsche angesehen.

Nach der langen Fahrt über die Steppe machte mir Nadarowka mit seinen schönen Baumreihen einen besonders freundlichen Eindruck. In Nadarowka gab es sogar elektrisches Licht. Ich hatte hier auch Gelegenheit, religiöse mennonitische Lieder zu hören, darunter eins in russischer Sprache.

Am nächsten Tag fuhr ich an einem See mit weißer Salzkuste vorbei nach Reinfeld (Tschistopole), einem aus 38 Höfen bestehenden Mennonitendorf von 246 Einwohnern (am 17. Dezember 1926). Nur drei Werst davon entfernt lag das Mennonitendorf Miloradowka, das nach derselben Zählung 185 Einwohner hatte. Von dem 36 Höfe zählenden Miloradowka wurde gesagt, daß es besonders arg verarmt sei. Beide Dörfer wurden 1907 gegründet; die Einwohner kamen aus Südrußland. In Reinfeld sah ich ein Pferd mit einer großen Wunde am Kopf, das an einer Dreschmaschine arbeitete. Es hatte ein Geschwür am Kopf gehabt, und der Bauer hatte es sehr radikal mit Salzsäure weggeätzt. Der Vorsteher von Reinfeld brach am Nachmittag zu einer Fahrt nach Slawgorod auf und nahm mich mit. Wir fuhren zunächst nur bis zum Mennonitendorf Saborowka, wo wir sehr gut übernachteten. Dort ernteten die Mennoniten sogar Äpfel; sie waren allerdings sehr klein und kümmerlich. Saborowka hat 153 Einwohner und 47 Höfe. Am 14. September standen der Vorsteher und ich sehr früh auf und fuhren an dem See Musdu-Kul vorbei über das mennonitische Dorf Friedensfeld (Sofiewka, 204 Einwohner, 41 Höfe), ein bulgarisches und ein russi-

ches Dorf nach Slawgorod und kamen damit aus Kasakstan in das Gebiet des Sibkrai. Überall war die Erntearbeit in vollem Gange. Hier wie vorher und später sah ich oft, wie mit dem „sibirischen Dreschstein“ das Getreide gedroschen wurde. Der aus Zement bestehende um eine Achse drehbare kantige Stein wurde dabei von einem Pferde über das Getreide gezogen, bis es ausgedroschen war. Das bulgarische Dorf sah aus wie ein russisches. Am Wege lag ein Pferdegerippe. Offenbar dachte niemand daran, es zu entfernen. Ich hatte vor meiner Reise in „Petermanns Mitteilungen“<sup>1</sup> gelesen, daß 1915 ganz Mittelsibirien und sehr große Teile West- und Ostsibiriens infolge ungeheurer Waldbrände unter dichtem Rauch gestanden hatten. Ich erzählte das dem Vorsteher, mit dem ich fuhr, und er bestätigte, daß damals das ganze Land von Rauch bedeckt gewesen war, so daß die Sonne nur schwach und rot zu sehen gewesen war. Die Stadt Slawgorod war schon aus sehr großer Entfernung zu sehen. Sie schien etwas über dem Horizont zu schweben. Einen solchen auf besonderer Strahlenbrechung beruhenden eigentümlichen Anblick habe ich auf der Steppe oft gehabt.

Slawgorod sieht noch dorfähnlicher aus als Pawlodar. Nicht nur, daß es hier wie dort keine gepflasterte Straße, keine Kanalisation und keine großen Häuser gibt, hier fehlen sogar die großen Kirchen und die Moschee, durch die Pawlodar wenigstens noch ein wenig an eine Stadt erinnert. Der Unterschied hat seine Ursache darin, daß Pawlodar eine alte Stadt, Slawgorod dagegen jung ist, denn es ist erst 1912 gegründet worden. Man erzählte mir, daß in Slawgorod eine große Kirche im Bau gewesen sei; man habe sie aber wieder abgerissen. Der Hauptunterschied zwischen beiden Städten ist aber der, daß Pawlodar an dem gewaltigen Irtysh liegt, Slawgorod jedoch an gar keinem Gewässer. Es hat keinen Fluß, keinen Bach, keinen See, nicht einmal einen Teich. Nach allen Seiten dehnt sich die öde Steppe in völliger Ebenheit bis zum Horizont aus. Auch die weiten Plätze der Stadt sind nichts anderes als Steppe. So klein Slawgorod ist — es hat 17 686 Einwohner —, erstreckt es sich doch über eine ganz beträchtliche Fläche. Alle sibirischen Städte sind sehr weitläufig, Slawgorod jedoch ganz besonders. Als ich dort war, wurde viel gebaut, und ältere Häuser wurden ausgebessert. Ich hatte den Eindruck, daß die Stadt rasch wächst. Sicher hat sie eine bedeutende Zukunft, weil sie Zentrum eines ungeheuer weiten und recht fruchtbaren Gebietes ist. In Sibirien im allgemeinen und in Slawgorod besonders steckt eben noch alles in den Kinderschuhen. Sicher ist für die landwirtschaftliche Entwicklung der Steppe Kulunda und damit für die Entwicklung Slawgorods gerade das deutsche Element wertvoll, das hier besonders zahlreich ist. Um die Gründung von Slaw-

<sup>1</sup> Pet. Mitt. 1926, Heft 5/6.

gorod hatte sich ein Deutscher, August Frey, besonders verdient gemacht. Er fiel im Kampfe gegen die gegenrevolutionären und deutschfeindlichen Truppen des Admirals Kolttschak.

Das Hotel in Slawgorod, in dem ich wohnte, war genau so klein und primitiv wie das in Pawlodar. Auch hier war mein Zimmer vom Flur und von den anderen Zimmern nur durch Bretterwände getrennt, die nicht bis zur Decke reichten. Selbst diese kleinen Hotels waren nicht billig. Man mußte für jede Nacht eineinhalb Rubel bezahlen, an Stelle von drei Rubeln in den großen Hotels der größeren Städte. Es gab nur eine Waschegelegenheit für das ganze Hotel.

Das Beste von ganz Slawgorod war der hübsche Stadtgarten mit einem hölzernen Theater darin. Ich sah mir eine Aufführung an, die sehr gut gespielt wurde. Es war aber sehr kalt im Theatergebäude, weil ziemlich starker Nachtfrost war; die Zuschauer saßen in ihren Pelzen.

Als ich eines Abends durch die Straßen ging, sah ich draußen am Rande der Stadt eine starke Rauchwolke aufsteigen. Ich wandte mich dorthin und erfuhr, daß da Ziegel gebrannt wurden. Ein kleiner struppiger, rauchgeschwärzter Mann führte mich unter ein Dach, durch das der Qualm hindurchdrang. Unter dem Dach war ein großer Erdhügel, aus dem der Rauch herauskam. Auf der anderen Seite war eine Grube; dort schob man ganze Baumstämme in die Feuerung hinein. Man hatte über der Feuerung mehrere tausend Ziegelsteine aufgeschichtet und sie mit Erde bedeckt. Hier wurden die Ziegel mehrere Tage lang dem Feuer ausgesetzt. Dann mußte man alles wegräumen, um neue Ziegel aufzuschichten. Das Dach sollte gegen Regen Schutz bieten. Als ich an dem Ziegelofen stand und mich mit den Arbeitern unterhielt, trat ein Mann auf mich zu und sagte, es sei verboten, mit den Leuten zu sprechen. Nachdem ich mich ausgewiesen hatte, wurde er sehr höflich und führte mich herum, wobei er mir alles erklärte. Die Leute hier seien Gefangene und er ihr Aufseher. Es handele sich um Männer, die wegen Samogonkochens und wegen anderer leichter Vergehen Gefängnisstrafen von ein bis drei Monaten Dauer zu verbüßen hätten. Der sowjetrussische Staat hat bekanntlich das Monopol für Herstellung und Verkauf alkoholischer Getränke; es gibt aber in Sibirien sehr viele Leute, die dem Verbot entgegen eigenen Schnaps aus Weizen herstellen, der „Samogon“ genannt wird. Dieser Samogon ist ein sehr schädliches Getränk; es sollen sogar hier und da Menschen am Genuß von solchem selbstgebrautem Schnaps gestorben sein. Der Aufseher zeigte mir, wie man den Lehm für die Ziegel bereitete, wie die Ziegel zum Trocknen aufgestapelt waren usw. Er erzählte, die Leute hätten sich in diesem Sommer schon ihre provisorische Unterkunft gebaut und schon sehr viele Ziegel hergestellt, um davon ihr Gefängnis zu erbauen. Sie seien mit ihrer Lage sehr zufrieden, und obwohl es außerordent-



lich leicht sei, denke niemand daran zu fliehen. Er selbst sei unbewaffnet und komme mit seinen Gefangenen sehr gut aus. Als die Arbeit der Gefangenen zu Ende war, kamen sie alle zu uns und hörten unserer Unterhaltung zu; dann stellten sie sich in Reih und Glied auf und rückten in ihr Quartier ab.

Da die Nächte jetzt schon sehr kalt waren und der Winter bald herannahen mußte, wollte ich mir in Slawgorod Pelzsachen kaufen. Ein in Slawgorod ansässiger mennonitischer Bauer unterstützte mich bei diesem schwierigen Geschäft, bei dem man mich leicht über das Ohr hauen konnte. Wir stellten nach langem Suchen fest, daß es hier jetzt noch keine guten Pelzsachen gab. Der Bauer riet mir deshalb, erst später in Nowo Sibirsk Pelzsachen zu kaufen, und lieh mir in freundschaftlicher Weise für meine bevorstehende Fahrt durch die deutschen Dörfer des Okrugs Slawgorod seinen großen Tulup (Schafspelz).

Wie in allen Städten verschaffte ich mir auch in Slawgorod statistisches Material über die deutschen Dörfer. Diesmal erhielt ich es von zwei ganz verschiedenen Seiten: von der deutschen Sektion der kommunistischen Partei und von der Vereinigung der Mennoniten.

## Fünftes Kapitel.

### Deutsche Dörfer nördlich und südlich des Kulunda-Sees.

Bei sehr düsterem Regenwetter fuhr ich am 17. September von Slawgorod über mehrere russische Dörfer und an einem kleinen See vorbei nach dem deutschen mennonitischen Dorf Saratow. Unterwegs begegneten wir einem von einem Traktor gezogenen Leiterwagen. Infolge des ungewohnten Anblicks scheute unser Pferd und riß sich vom Wagen los, aber der junge deutsche Bauer, der sich den Zügel um die Hand gewickelt hatte, sprang vom Wagen und hielt in schnellstem Lauf den Zügel fest. Es gelang ihm bald, das Pferd zu beruhigen und wieder anzuspinnen. Hätte er den Zügel nicht so tapfer festgehalten, dann wäre es wohl kaum so bald gelungen, das Pferd wieder einzufangen, und wir hätten ohne Pferd auf der Steppe gesessen. Der junge Bauer war 24 Jahre alt und schon drei Jahre lang verheiratet. Slawgorod war die einzige Stadt, die er kannte. Bei den deutschen Bauern in Sibirien ist es ebenso wie bei den Russen allgemein üblich, sehr jung zu heiraten.

Im Okrug Slawgorod haben die Dörfer nicht nur Namen, sondern auch Nummern. Saratow führt die Nummer 89. Es ist 1912 gegründet worden und hat 325 Einwohner. Auch hier bestand bei einigen von ihnen die Absicht auszuwandern und zwar nach Kanada. Ich übernachtete bei einem reichen Bauern, der sehr ernst

und wortkarg, anfänglich auch mißtrauisch mir gegenüber war. Er besaß sehr gute Pferde und Kühe. Nachdem ich am nächsten Morgen einige Aufnahmen gemacht hatte, wollte ich mir einen Wagen zur Weiterfahrt verschaffen. In Saratow wohnte ein mennonitischer Postillion. Dessen Vater traf ich in der Dampfmühle, die jetzt zur Erntezeit Tag und Nacht hindurch arbeitete. Er beschrieb mir das Haus seines Sohnes; ich begab mich dorthin. Vor der Tür stand ein junger Mann. Ich grüßte ihn und fragte, ob hier der Postillion wohne. „Welcher Postillion?“ „Na, der Postillion von Saratow. Sein Vater hat mir gesagt, er wohnt in dem Haus mit dem Holzdach.“ „Ja, der wohnt hier.“ Ob er zu Hause sei? „Ja.“ Als ich hineingehen wollte, fragte er: „Wo wollen Sie denn hin?“ Ich sagte, ich wolle hinein und den Postillion bitten, mich zu fahren. Das ginge nicht. Warum nicht? Er sei nicht drin. Wo er denn sei? Er sei hier. „Also Sie sind der Postillon?“ „Ja.“ Nun konnte also glücklich die Verhandlung beginnen. Als wir uns über den Preis, Zeitpunkt und Ziel der Fahrt geeinigt hatten, sagte er: „Ja, aber ich kann jetzt nicht fahren.“ „Warum nicht?“ „An meinem Wagen ist ein Radreifen entzwei.“ Ich glaube, hier lag passiver Widerstand vor. So ein frisch aus der Stadt gekommener Mensch wie ich konnte nichts Gutes bedeuten. Gerade in Slawgorod gab es, wie ich später in anderen Dörfern erfuhr, einige deutschsprachige Leute, die sich persönlich bei den deutschen Bauern aufs äußerste verhaßt gemacht hatten. Nach dieser ergebnislosen Verhandlung begab ich mich wieder zur Mühle, wo sehr viele russische Bauern mit ihren Wagen waren. Ich fand dort einen Russen, der bereit war, mich bis zu seinem Dorf mitzunehmen und mich dann für fünf Rubel bis zu einem deutschen Dorf weiter zu fahren. Als ich daraufhin mein Gepäck herbeibrachte, wollte er nicht fahren und meinte, fünf Rubel seien zu wenig. Daraufhin wandte ich mich ab und wollte einen deutschen Bauern suchen, der bereit sei, mich zu fahren. Auf der Dorfstraße kam mir aber der Russe nach und erklärte nun, er wolle mich für fünf Rubel fahren.

Der Russe fuhr mich dann über das deutsche Mennonitendorf Nr. 85 nach Belozerkowskaja, wo er wohnte. Auf der beigegebenen Karte Nr. 4 sind diese und einige benachbarte östlich von Slawgorod gelegene Dörfer nur nach Mutmaßung eingetragen, ihre genaue Lage ist mir nicht bekannt. In Belozerkowskaja übernachtete ich in dem Lehmhäuschen meines Russen. Er selbst, seine Familie und die anderen Bauern, die aus Neugier in die Stube kamen, sprachen rein ukrainischen Kiewer Dialekt. Sonderbarerweise hatte mein Wirt, obwohl echter ukrainischer Bauer, einen deutschen Namen. Ich wurde wieder sehr viel über Deutschland gefragt. Die Leute behaupteten, Westsibirien liege 60 Werst höher als Rußland, deshalb sei es hier so trocken! Sie wollten sich das auch nicht ausreden lassen. Die Luft in der kleinen Stube war so schlecht, daß ich glaubte, ich müsse hier

während der Nacht ersticken. Ich schlief dann aber doch ganz gut auf der Bank. Am folgenden Tage fuhr mich der Russe über das Russendorf Walkino (Nr. 100) und zwei in der Nähe eines Sees gelegene Kirgisen-Aule nach dem mennonitischen Dorf Grigorjewka. In dem von brauner Steppe umgebenen langgestreckten See, an dessen Ufern irgendwelche salzliebenden Kräuter rote Teppiche bildeten, spiegelte sich der blaue Himmel und einige große dunkle Wolken mit goldenen Rändern. Während der Fahrt erzählte mir der Russe allerhand Schauer geschichten von den Wölfen. Außerdem behauptete er, daß der schöne Hengst, den die Miliz in Slawgorod besaß, mit einem Wagen hundert Werst in einer Stunde zurücklegen könne! Ich versuchte ihm das auszureden, aber er blieb dabei. In der Nähe von Walkino war eine Zeitlang am Horizont als heller Streifen der gewaltige Kulunda-See sichtbar, den ich bald genauer kennen lernen sollte.

Grigorjewka bildet mit den mennonitischen Dörfern Ananjewka, Markowka und Jekaterinowka zusammen den Bezirk (Utschastok) Paschnja. Alle vier Dörfer wurden 1912 gegründet und sind nur klein: Grigorjewka hat 167, Jekaterinowka 257, Markowka 153 und Ananjewka 156 Einwohner. Die Leute von Grigorjewka waren aus den südrussischen Gouvernements Cherson und Taurien nach Sibirien ausgewandert. Ich sah mir am nächsten Tag auch das Nachbardorf Ananjewka an. Diese Dörfer waren ärmer als alle anderen Mennonitendörfer, die ich auf meiner Reise sah. Die Leute klagten über den schlechten Boden. Während die Schwarzerde der Omsker Gegend bei „guter Mittelerte“ 80—100 Pud Weizen pro Deßjatine lieferte, gab es hier unter den gleichen Umständen nur 45 Pud. Deswegen wollten mehrere Bauern von Grigorjewka nach dem Amurgebiet auswandern. Es soll dort schon deutsche Kolonisten geben. Die vier Paschnja-Dörfer liegen in der Nähe des Kutschukskoje-Sees und sind nicht weit entfernt von dem an diesem See liegenden Kurort Solonowskij. Ich wohnte bei dem Vorsteher von Grigorjewka. Sein Häuschen war armselig, aber sauber gehalten. Gegen Abend kam eine Anzahl von jungen Bauernburschen auf seinen Hof. Es wurde ein Ballspiel begonnen, an dem sich auch der Vorsteher und ich beteiligten. Auf dem Hof zog man einen großen Kreis. Eine Partei mußte sich in den Kreis stellen, die andere außen herum. Nun galt es, einen von denen, die in dem Kreis standen, mit dem Ball zu treffen. Die Leute suchten sich durch Laufen und Springen dagegen zu schützen, durften aber den Kreis nicht verlassen. Wer getroffen wurde, konnte versuchen, den Ball zu ergreifen und einen von der anderen Partei zu treffen. Gelang ihm das nicht, so mußte er den Kreis verlassen und aus dem Spiele ausscheiden. Gelang es ihm, so durfte er im Kreise bleiben, und der zuletzt Getroffene schied aus. Gewöhnlich verlor bei diesem Spiele die im Kreise stehende

Partei. Dann wurde gewechselt und die Gegenseite kam in den Kreis. Die Mehrzahl der jungen Burschen, die ich hierbei kennen lernte, sollte nächstens in die Rote Armee eingestellt werden und trug ganz neue schwarze Anzüge mit braunen Ledergürteln, wodurch man sie gleich von den anderen Bauern in ihren einfachen und abgenützten Kleidern unterscheiden konnte. Nachher erzählte mir der Vorsteher noch sehr viel von den bei Tara untergebracht gewesenen deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen, zu deren Aufsehern er gehört hatte. Am nächsten Tage besichtigte ich die Butterfabrik von Ananjewka. Sie war zwar sehr klein, aber mit den modernsten Geräten ausgerüstet und tadellos sauber.

Von Grigorjewka ab ging meine Reise wieder nach Norden. Der Bauer, der mich fuhr, ließ sein junges Fohlen neben dem Wagen mitlaufen. Er sagte: wenn ein Wolf das Fohlen angreifen würde, würde er es sogar ohne Waffe gegen den Wolf zu verteidigen suchen. Pferde sind nämlich in Rußland und Sibirien außerordentlich teuer, weil sie überall unumgänglich nötig gebraucht werden, Weltkrieg, Bürgerkrieg und Hungersnot aber unter dem Bestand furchtbar aufgeräumt haben. Das Getreide ist dagegen billig, und so kostet es dem Bauern sehr viel Arbeit, sich die Mittel zum Kauf eines Pferdes zu verschaffen. Diese Tiere sind das kostbarste Besitztum, und deshalb verfahren die sibirischen Bauern, wie ich wiederholt gehört habe, furchtbar grausam mit Pferdedieben. Etwas abseits vom Wege befand sich auf der Steppe ein verfallener Kirgisenfriedhof. Es war nur ein von einer breiten Lehmmauer umgebener Platz. Auf der Steppe lagen hier und da verstreute Knochen von Tieren, die von den Wölfen zerrissen worden waren. Kurz vor dem großen Russendorf Troinoje, das eine sehr hübsche Holzkirche hatte, kamen wir an einem See vorbei, auf dem viele Enten schwammen. Eine Schar von Kranichen zog über uns hinweg nach Nordosten, anscheinend zum Kulunda-See hin.

Gegen Abend kam ich in dem katholischen deutschen Dorf London an, das auch Terekschi genannt wird. Es wurde 1912 gegründet und hat 324 Einwohner (nach der Zählung vom 17. Dezember 1926). Die Mehrzahl war aus dem südrussischen Gouvernement Cherson gekommen. Ihr Dialekt war noch deutlich als bayrischer zu erkennen; er war aber mit russischen Worten durchsetzt. Ich meldete mich bei dem Vorsteher. Er saß in seinem Vorrats- und Geräteschuppen und arbeitete gerade an einem Holzkreuz, das er schwarz angestrichen hatte und in das er nun einen Namen schnitzte. Der Dorflehrer war gestorben und sollte am nächsten Tage beerdigt werden. Den Sarg hatte der Vorsteher schon fertiggestellt. In dem Schuppen lagen sehr viele Arbusen, und an der Decke hingen so viele Tabaksblätter, daß kein Plätzchen mehr frei war. Auch in seinem Wohnhaus hatte er eine Menge Arbusen aufbewahrt. Die Ernte war hier

schon beendet und zwar für Getreide recht schlecht: nur 25 Pud von der Deßjatine. Dafür war die Tabak- und Melonenernte sehr gut. Sicherlich verdanken die deutschen Kolonien in Rußland und Sibirien ihr im allgemeinen gutes Gedeihen in erster Linie der Mannigfaltigkeit des Anbaus, so daß in den für das Getreide schlechten Jahren wenigstens andere Früchte gedeihen, während die meisten russischen Bauern nur Getreide anbauen und dadurch viel mehr von der Gunst oder Ungunst des Wetters abhängig sind. Die deutschen Bauern der Kulunda-Steppe bauen die Melonen und Wassermelonen in ganzen Feldern außerhalb ihrer Gärten an. Während der großen Dürre von 1921 wurden in Südrußland viele deutsche Bauern durch eine gute Weinernte vor der Hungersnot bewahrt. Das katholische Dörfchen London sah bedeutend ärmer aus als alle Mennonitendörfer und alle lutherischen Dörfer, die ich gesehen hatte. Alle Gebäude waren aus Lehm gebaut und weiß getüncht. Vor den meisten Häusern standen an der Dorfstraße einige kleine Birken. Das Dorf hatte nur eine Straße. An ihrem mittleren Teil erhob sich ein Haus, das bedeutend größer war als alle anderen: die Schule. Es war noch nicht fertiggestellt, hatte weiß getünchte Lehmwände und Strohdach. Vor dem Schulhaus war auf der Straße ein schwarzes Kreuz errichtet, ebenso stand an den beiden Dorfausgängen je ein Kreuz, das den Eindruck machte, als sollte es das von außen herankommende Böse abwehren. Was mir in London jedoch am meisten auffiel, war die Bemalung der Hauswände. Die Häuser hatten — im Gegensatz zu vielen lutherischen und mennonitischen — keine Fensterläden; statt dessen waren Läden neben den Fenstern auf die Wände gemalt. Hier und da war auch ein ganzes Fenster mit Läden auf die Hauswand gemalt, und bei einigen Häusern waren sogar die Schornsteine bunt verziert. Bei den Lutheranern und Mennoniten habe ich nirgends Spuren solcher künstlerischer Betätigung gesehen, außer bei ein paar Häusern in zwei lutherischen Dörfern des Okrugs Rubzowka. Mich erinnerte diese Wandbemalung an Bayern, wo ja die Bemalung der Hauswände sehr viel ausgeübt wird. Das paßte gut mit dem bayrischen Dialekt der Londoner zusammen. Ich fragte die Leute, aus welcher Gegend Deutschlands sie stammten; sie wußten es aber nicht. Durch einen Einwohner von London lernte ich ein Volkslied kennen, das mit den Worten „Ich komme vom Gebirge her“ beginnt. Hier ist es:

1. Ich komme vom Gebirge her  
Und schaue nach dem Abendstern;  
Ich schaue über Berg und Tal.  
Die Heimat ist so fern, so fern!
2. Ich denk' so viel und denk' so oft:  
Vielleicht mein Glück kommt unverhofft.  
Die Seele zeucht hinaus, hinaus:  
Wer zeiget mir mein Vaterhaus?

3. Ich denk' so viel und denk' so oft:  
Wie schwer drückt mich doch dieses Joch!  
Drum bitt' ich euch: verzeihet mir  
Und zeigt mir mein's Vaters Tür!

Ich übernachtete bei dem Vorsteher. Er war ein armer Bauer. In seinem Häuschen hausten zehn Personen: er selbst, seine Frau und seine acht Kinder. Er hatte vierzehn Kinder gehabt, sechs waren schon gestorben. Die deutschen Bauern in Sibirien haben meistens sehr viele Kinder. Wohnräume und Stall waren unter einem Dach. Wenn man so ein Dörfchen wie London sieht, glaubt man, es müßte viel weniger als 324 Einwohner haben, weil die Zahl der Gebäude so gering ist; man muß aber bedenken, daß in jeder Hütte viele Menschen wohnen.

Am nächsten Tag sah ich mir das katholische Nachbardorf Hochheim an. Es sah genau so aus wie London, nur daß hier das große Schulhaus fehlte. Hier sah ich auch dieselben Wandbemalungen wie in London. Hochheim ist erst 1914 gegründet worden und hat 267 Einwohner. Als ich durch das Dorf hindurchgegangen war, erblickte ich in einiger Entfernung die gewaltige blaue Fläche des Kulunda-Sees. In weitem Bogen zog sich das diesseitige Ufer von Norden nach Südosten hin; das jenseitige Ufer war nicht zu sehen. Ich ging dann nach London zurück und wurde dort gebeten, den toten Lehrer zu photographieren. Er war im Zimmer aufgebahrt und lag da im schwarzen Anzug mit gefalteten Händen. Zu Häupten stand ein kleines Kruzifix und eine brennende Kerze. Die Angehörigen knieten dabei und beteten. Währenddessen versammelten sich die meisten Einwohner von London und Hochheim, die einen am Schulhause, die andern beim Hause des Toten. Die sich an dem Schulhause versammelt hatten, kamen dann mit Kreuz und schwarzer Kirchenfahne singend vor das Haus des toten Lehrers; dabei gingen die Männer rechts und die Frauen links. Der Sarg mit der Leiche wurde herausgetragen, und ein alter Bauer hielt den Gottesdienst ab. Dieser Gottesdienst bei heller Herbstsonne vor dem kleinen weißen Häuschen und den paar Birken dazu war sehr feierlich. Nach Beendigung des Gottesdienstes wurde der Sarg zugemacht, und alle zusammen gingen mit dem Sarg, dem Kreuz und der Fahne singend zum Friedhof, der etwas außerhalb des Dorfes lag, uneingezäunt und mit einigen Birken geschmückt. Die Familie des kirgisischen Gemeindevorstandes sah dem Trauerzug von weitem zu. Die deutschen Dörfer in Sibirien haben dort, wo nomadische Kirgisen in der Nähe sind, meistens kirgisische Gemeindevorstände, weil diese den besten Schutz gegen die von ihren nomadischen Stammesgenossen gern geübten Viehdiebstähle bieten. Nach der Beerdigung wurde ich in das Haus des verstorbenen Lehrers zum Totenmahl eingeladen, und obwohl es bis dahin kaum hundert Meter weit war, fuhr man mich in einem guten Wagen dorthin. In der kleinen Stube waren mehrere Tische an-

einander gestellt, so daß der Raum aufs äußerste ausgenutzt war. Die Tische waren mit allem Eßbaren, das eine westsibirische Bauernküche bieten konnte, überreichlich gedeckt. Das Fleisch spielte dabei die Hauptrolle. Alles war sehr sauber und gut zubereitet. Dazu wurde Tee getrunken. Das übliche Getränk bei den deutschen Bauern in Sibirien ist der Kaffee; der Tee, den die Russen täglich trinken, galt also hier wohl als Getränk für feierliche Gelegenheiten. Schweigend wurde das Totenmahl eingenommen, dann bedankte man sich und ging hinaus, um anderen Gästen Platz zu machen, denn es waren sehr viele eingeladen. Welch einen Verlust der Tod des Lehrers für die beiden Dörfer bedeutet, kann man nur ermessen, wenn man bedenkt, in wie nahe Beziehungen in diesen kleinen weltentlegenen Siedlungen der Lehrer zu der gesamten Einwohnerschaft tritt und wie ungeheuer schwer es ist, einen neuen deutschen Lehrer zu bekommen.

Ich war schon im Begriff meine Reise fortzusetzen, als mich ein Bauer bat, sein in der letzten Nacht gestorbenes Kind zu photographieren. Es lag im Zimmer aufgebahrt und hatte ein weißes Kleidchen an; zu Häupten standen ein kleines Kruzifix und eine brennende Kerze. Mein Apparat wurde, als ich gerade etwas zur Seite getreten war, von einem Kinde aus Versehen umgeworfen und arg beschädigt; aber er war noch zu gebrauchen, und so konnte ich die Aufnahme machen.

Der Vorsteher von London fuhr mich mit seinem Wagen gen Norden. Bald erreichten wir das Ufer des gewaltigen Kulunda-Sees, der auch Gniloje More (Fauls Meer) genannt wird. Er machte auf mich ganz und gar den Eindruck einer weiten offenen Meeresbucht. Von der Steppe zum Strand hinunter war ein Steilhang von wenigen Metern Höhe. Wir fuhren zunächst oben auf dem Rand der Steppe. Im Osten ging die Wasserfläche bis zum Horizont, aber zeitweise glänzten dort an zwei Stellen zwei ganz dünne helle Linien. Das war wohl der von der Sonne beschienene Sand von zweien der dem Ostufer vorgelagerten Inseln. Zwischendurch verschwanden diese Linien einige Male; dann lag wohl der Sand im Schatten einiger Wolken. Im weiteren Verlauf der Fahrt fuhren wir unmittelbar am Ufer des Sees entlang. Auf der Wasserfläche hatten sich riesige Scharen von Wasservögeln niedergelassen; ab und zu flog eine Schar von Hunderten von Vögeln auf und schoß pfeilgeschwind über die Wasserfläche hin, um sich dann wieder niederzulassen. Wir passierten mehrere russische Dörfer. Als wir durch das am Seeufer liegende sehr langgestreckte Chersbonka fuhren, wurde es dunkel. Als wir Chersbonka verließen, ging über dem See der Mond auf. Er war sehr groß und aus reinstem Gold und zauberte auf der dunklen Wasserfläche eine leuchtende Bahn hervor. Der Weg führte uns dann vom Seeufer weg, und wir verloren den See aus den Augen.

Es war schon spät, als wir in dem großen Russendorf und Rayonszentrum Snamenka ankamen. Wir mußten erst in dem sehr ausgedehnten Dorf im Mondenschein umherfahren, bis wir ein Haus erblickten, dessen Fenster noch erleuchtet waren. Wie überall wurden wir auch hier von den Russen sehr freundlich aufgenommen; sie sprachen ukrainischen Dialekt. Ich konnte aber, obwohl ich müde war, nicht schlafen, denn es herrschte im Zimmer große Hitze und sehr stickige Luft; vor allem aber gab es hier sehr viel Läuse. Schon vor Sonnenaufgang setzten wir unsere Fahrt fort. Es war neblig und grimmig kalt. Der Boden war in dieser Zeit täglich frühmorgens hart gefroren, diesmal war der Frost aber schon recht beträchtlich. Bei Snamenka kamen wir aus der offenen Steppe allmählich in die Waldsteppe hinein; wir trafen auf vereinzelt kleine Birkenhaine. Hinter dem Russendorf Kasan kamen wir an einem verfallenen und ganz menschenleeren Dorf vorbei, aus dem sämtliche Einwohner ausgewandert waren. Schließlich erreichten wir das deutsche katholische Dorf Alexanderheim (Kruglenkij).

Alexanderheim ist 1908 gegründet worden und hat 240 Einwohner. Der Dialekt war hier dem von London und Hochheim sehr ähnlich. Das Dorf selbst hatte außer Lehmhäusern auch einige Holzhäuser; nicht alle Lehmhäuser waren weiß getüncht, und die auf die Wände gemalten Fensterläden fehlten hier. Ich kam zu dem wohlhabendsten Bauern ins Quartier. Er besaß ein schönes Holzhaus mit Blechdach. Der Stall stand als Gebäude für sich an der anderen Seite des Hofes. Innen war das Wohnhaus ebenso eingerichtet wie bei anderen wohlhabenden deutschen Bauern; was aber besonders auffiel, war die Bemalung der Wände des Hausflurs mit einem bunten Muster. Der Bauer sagte, diese Bemalung sei Frauenarbeit. Alexanderheim hatte zwar eine Schule, aber seit 1918 keinen Lehrer mehr.

Soweit ich gesehen habe, wurde in den katholischen Dörfern ebensowenig wie in den mennonitischen mit Kamelen gearbeitet.

Von Alexanderheim aus reiste ich nach Südwesten weiter, in Richtung auf Slawgorod. Der September neigte sich seinem Ende zu, und ich mußte Anfang Oktober in Nowo Sibirsk sein, um die Verlängerung der Frist meines Passes zu erhalten. An dem frischen hellen Herbstmorgen des 23. Septembers fuhr ich südlich an dem 1908 gegründeten 192 Einwohner zählenden deutschen katholischen Dorf Blumental (Malyschewka) vorbei und über das Mennonitendorf Schönwiese (Dechtjarka) nach dem mennonitischen Dorf Orlow. Es war eigenartig, zu beobachten, wie schwer sich der junge Katholik aus Alexanderheim, der mich fuhr, mit seinem bayrischen Dialekt mit den plattdeutsch sprechenden Mennoniten verständigen konnte. Es mußte ein wenig mit Russisch nachgeholfen werden. Schönwiese hat 359 Einwohner. In Orlow befand ich mich inmitten eines geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes von 40 deutschen Dörfern. Auf



die drei Glaubensbekenntnisse verteilen sich diese 40 Dörfer folgendermaßen:

rein mennonitisch . . . . .	33 Dörfer
„ katholisch . . . . .	4 „
„ lutherisch . . . . .	1 Dorf
lutherisch und katholisch . . .	1 „
lutherisch und mennonitisch . .	1 „

Von den 118 deutschen Dörfern des Slawgoroder Okrugs sind 57 ganz oder teilweise mennonitisch; von diesen mennonitischen Dörfern gehören also mehr als die Hälfte zu dem Gebiet der vierzig deutschen Dörfer. Es ist nicht groß, weil die meist kleinen Siedlungen nahe beieinander liegen. Von den vierzig deutschen Dörfern aus ist es auch nicht weit bis zu einigen anderen deutschen Gemeinden, zu denen vor allem das größte deutsche Dorf des Slawgoroder Okrugs gehört, das 1547 Einwohner zählende lutherische Podbosnowka und die lutherischen Dörfer Kamyschenka<sup>1</sup> und Woltschij Rakit.<sup>2</sup>

Das älteste dieser vierzig deutschen Dörfer ist das schon 1890 gegründete von Katholiken und Lutheranern bewohnte Dorf Schönfeld (Sholtenka),<sup>3</sup> alle anderen wurden in der Zeit von 1907 bis 1909 gegründet. Die Übersiedlung aus dem europäischen Rußland hierher wurde während der letztgenannten Zeit von Jakob Abramowitsch Reimer geleitet, der 17 Jahre lang Oberschulze im Chersonschen Gouvernement gewesen war und dann in Orlow denselben Posten bekleidete. Die deutschen Dörfer, mit Ausnahme der vier katholischen (Alexanderheim, Blumental, Heidelberg und Liebental) und des lutherischen Dorfes Olgafeld, bildeten die Wolost Orlow; 1917 wurde davon die Wolost Chortiza abgeteilt. Wirtschaftlich steht sich die Orlower Wolost besser als die Chortizer, weil sie reine Schwarzerde hat. Die Chortizer Wolost liegt etwas südwestlicher als die Orlower. Hier findet man den kastanienbraunen Boden der Kulunda-Steppe. Als ich im September 1926 durch das Gebiet der vierzig deutschen Dörfer reiste, sollte hier der deutsche Rayon Halbstadt eingerichtet werden.

In Orlow traf ich wieder Bauern an, die nach Kanada auswandern wollten. Orlow, 1908 gegründet, hatte am 17. Dezember 1926 254 Einwohner und machte den Eindruck eines sehr wohlhabenden Dorfes. Es hatte sogar ein Krankenhaus, das aber gerade nicht benutzt wurde, etwas größer als die Bauernhäuser und aus Holz gebaut war und etwas abseits am Ende des Dorfes lag. Auch die Schule war geschlossen, weil kein Lehrer da war; es sollte aber nächstens einer kommen. Der in der Mitte des Dorfes

<sup>1</sup> 552 Einwohner.

<sup>2</sup> 263 Einwohner.

<sup>3</sup> 356 Einwohner.

befindliche Gemeindebrunnen war dauernd in Betrieb. In Orlow lebte eine ukrainische Familie, die diesen Brunnen bediente. Mit Hilfe eines Pferdes wurde fortwährend das Wasser aus dem Brunnen in Eimern emporgewunden und in einen sehr großen Trog gegossen, aus dem sich die Leute das Wasser holten. Da in weitem Umkreis das Grundwasser überall sehr tief unter der Erdoberfläche liegt, sind hier alle Brunnen ebenfalls recht tief. Sicherlich hatte man in Orlow deswegen den ununterbrochenen Brunnenbetrieb eingerichtet. In der ganzen Kulunda-Steppe scheint überhaupt das Wasser knapper zu sein als in der Omsker Gegend; nirgends sah ich in den Dörfern des Rayons Pawlodar und des Okrugs Slawgorod einen Dorfteich. In Orlow wohnte ich bei einem wohlhabenden Bauern, dessen ältester Sohn sich sehr für das Photographieren interessierte und den heißen Wunsch hegte, sich selbst einen Photoapparat zu bauen. Für dörfliche sibirische Verhältnisse war das zweifellos ein sehr hochfliegender und kaum erfüllbarer Wunsch. Nachmittags sah ich mir die mennonitischen Nachbardörfer Schönsee (Sinje-Osernoje, 162 Einwohner) und Nikolaidorf (Jasnoje, 234 Einwohner) an. Dabei kam ich an einem Birkenhain vorbei, dessen Stämme verkrüppelt und geradezu winzig waren. Wahrscheinlich waren sie durch das Vieh beschädigt worden. Am nächsten Tag fuhr ich von Orlow über das Mennonitendorf Tschernjowka (134 Einwohner) nach dem reichen mennonitischen Alexandrowka; nachmittags weiter nach Ebenfeld. Alexandrowka hat 281 Einwohner und zeichnet sich durch eine Dampfmaschine aus, die verstaatlicht worden ist und von einem Russen verwaltet wird. Als ich durch das Dorf ging, fiel mir ein besonders großes Bauernhaus auf. Auf dem dazu gehörigen Hofe wurde gerade ein riesiger Getreidehaufen aufgeschichtet. Ich trat hinzu und fragte, ob ich eine Aufnahme machen dürfe, erhielt aber keine Antwort. Da kam der weißhaarige siebzigjährige Bauer aus dem Hause heraus, sah mich erst schweigend und mißtrauisch an und fragte dann, was ich hier wolle. Es gelang mir aber bald, sein Mißtrauen völlig zu zerstreuen. Ich durfte nicht nur Aufnahmen machen; er zeigte mir auch sein Haus und seine ganze Wirtschaft. Dieser Bauer besaß sogar eine richtige Scheune, die aber doch für seine großen Erntevorräte etwas zu klein war. Er hatte früher im Gouvernement Jekaterinoslaw gelebt. In Ebenfeld fand ich bei dem Vorsteher, der recht arm war, Unterkunft. Der russische Name für Ebenfeld ist Rownopole. Es hat 301 Einwohner, die 1908 aus Südrußland, von der Wolga und aus dem Gouvernement Orenburg hierher kamen, einer kam vom Kaukasus her. Abends nahm ich als Zuhörer an der Gemeindeversammlung in Ebenfeld teil. Es waren ein russischer Agronom, zwei Landmesser und noch ein russisches Fräulein aus Omsk gekommen, die in russischer Sprache ausführliche Vorschläge zur Beschickung einer landwirtschaftlichen Ausstellung in Sna-

menka und Vorschläge betreffend Gewährung von Kredit zur Landverbesserung und zur Verbesserung der bäuerlichen Wirtschaft überhaupt machten. Die Bauern verstanden sehr wohl, um was es sich handelte, verblieben aber hartnäckig in mißtrauischer Zurückhaltung. Ich fragte nachher, warum sie denn nicht ihr Vieh zur Ausstellung nach Snamenka schicken wollten, da sie doch so gutes Vieh hätten; sie könnten sich dadurch doch die ausgesetzten Prämien erwerben. Aber die Bauern sagten, es hätte keinen Zweck: was der Staat ihnen an Prämien oder dergleichen geben würde, das würde er ihnen dann durch Steuern wieder wegnehmen.

Am nächsten Tag fuhr ich nach dem Mennonitendorf Gnadenheim und weiter nach Halbstadt. Fast jedes deutsche Dorf in Sibirien hat eine Windmühle, die etwas abseits vom Dorfe steht. Gnadenheim bot mir jedoch den ungewohnten Anblick, daß die Windmühle am Ende der Dorfstraße stand und so das Bild der Dorfstraße im Hintergrunde abschloß. Gnadenheim hat den russischen Namen Redkaja Dubrowa und hatte bei der Zählung vom 17. Dezember 1926 270 Einwohner. Ich hielt mich hier nur wenig auf. Ein Bauer zeigte mir mit Stolz die Spezialität seines Gartens: amerikanischen Ahorn. Man erzählte mir viel davon, daß das mennonitische Nachbardorf Hochstädt, in dem aber auch Lutheraner wohnen, sehr arm sei.

Nach Halbstadt fuhr mich ein alter gemütlicher Gnadenheimer Bauer, der mir unterwegs auseinandersetzte, daß alle Politik, Krieg und dergleichen Wahn und vom Übel sei.

Das 451 Einwohner zählende Mennonitendorf Halbstadt fällt vor allen anderen Dörfern, die ich gesehen hatte, durch seine sehr große aus Ziegelsteinen gebaute Dampfmühle auf. Hierher kamen auch die Bauern aus allen benachbarten Dörfern, um ihr Getreide mahlen zu lassen. Anscheinend hatte man Halbstadt wegen dieser seiner besonderen Bedeutung zum Zentrum des geplanten deutschen Rayons Halbstadt ausersehen, von dem mehrfach die Rede war, als ich in dieser Gegend reiste. Die deutschen Bauern waren aber ganz entschieden gegen diesen geplanten deutschen Rayon und sagten mir, sie wollten viel lieber unter der Leitung der russischen Kommunisten bleiben als möglicherweise wieder unter die Herrschaft einiger in Slawgorod sitzender deutscher Kommunisten geraten, die sie zur Zeit der Beschlagnahme der landwirtschaftlichen Produkte während des Kriegskommunismus genügend kennen gelernt hatten.

Als ich mich in Halbstadt beim Vorsteher anmeldete, verwies er mich wegen der Unterkunft zur Mühle: dort seien auch Kommunisten. Es nützte nichts, daß ich versicherte, ich sei gar kein Kommunist und möchte bei Bauern unterkommen. Er sagte, in der Dampfmühle sei auch ein „Deutschländer“ aus Berlin, der sich sehr für mich interessieren werde. Ich geriet dann in der Mühle tatsächlich in die Hände dieses „Deutschländers“. Ihm

war in Berlin, in Wien und in Rumänien der Boden zu heiß geworden, und so war er schließlich als kommunistischer Flüchtling in Rußland und zuletzt in Sibirien gelandet. Er versuchte auf jede Weise, Äußerungen politischer Gesinnung aus mir herauszulocken und wich vom Mittag bis zum späten Abend nicht von meiner Seite. Zuerst sprach er ganz erstaunlich feindselig gegen das Sowjetregime und gegen seine Vorgesetzten (er war an der Mühle angestellt) und fing nachher plötzlich an, das Sowjetregime in den Himmel zu heben und mir tatsächlich stundenlang die flammendsten kommunistischen Propagandareden zu halten. Er sprach jetzt Punkt für Punkt das Gegenteil von dem, was er vorher gesagt hatte. Vor allem konnte er sich gar nicht genug tun in giftigsten Haßreden gegen Deutschland. Ich glaube nicht, daß er ein gefährlicher Mensch war, sondern nur verbittert und sehr eitel; vor allem wollte er sich wohl um jeden Preis wichtig machen. Er hatte den Schlüssel zum Vorratshaus der Mühle, und ein armer Bauer, der weder Pferd noch Wagen besaß, wartete stundenlang auf die Herausgabe seines Mehls. Jedesmal, wenn wir an ihm vorbeikamen, bat er darum. Er klagte, daß seine Kinder hungern müßten. Der „Deutschländer“ schimpfte aber, daß er nur wegen dieser Bauern 16 Stunden täglich arbeiten müsse, und mein Einwand, daß er ja gar nicht arbeite, sondern dauernd mit mir herumlaufe und schwatze, machte auf ihn keinen Eindruck. Schließlich ließ er sich dazu bewegen, die Tür des Vorratshauses aufzuschließen und dem Bauern einen nicht ganz voll aussehenden Sack anzuweisen. Der Bauer durfte den Sack aber nicht auf der daneben stehenden Wage wiegen. Ich begann jetzt einen Wagen zur Weiterfahrt zu suchen, und der „Deutschländer“, der persönlich zu mir durchaus freundlich war und mich anfangs sogar in seiner Wohnung bewirtet hatte, begleitete mich, um mir dabei zu helfen. Wir begegneten bei den Bauern jedoch nur finstern Blicken; kein Gruß wurde uns geboten. Jeder hatte einen Vorwand zur Ablehnung unseres Vorschlages, mich nach Slawgorod zu fahren. Der „Deutschländer“ erging sich mir gegenüber in erbitterten Reden gegen die Bauern und meinte, wir würden schon einen Wagen kriegen, denn er habe die Leute so ziemlich in seiner Hand: wenn ihm einer nicht pariere, könne er ihn einmal zwei Monate lang auf sein Mehl warten lassen. Endlich gelang es mir, einen der sich weigernden Bauern, als der „Deutschländer“ gerade von der Bauernfrau aufgehalten wurde, beiseite zu nehmen; schnell erreichte ich es, daß mir ein Wagen zugesagt wurde. Ich übernachtete bei dem Vorsteher der Mühle, den mir der „Deutschländer“ als schwärzesten Schuft geschildert hatte; anscheinend war er ein ganz gemütlicher Russe. Um acht Uhr am nächsten Morgen fuhr der versprochene Wagen vor und entführte mich aus Halbstadt mit seinem widerwärtigen „Deutschländer“. Die Fahrt ging durch das Mennonitendorf Alexander-

kron,<sup>1</sup> das von deutschen Katholiken und Lutheranern bewohnte und schon 1890 gegründete Schönfeld (Sholtenka), das Mennonitendorf Karatal<sup>2</sup> und zwei Russendörfer nach Slawgorod. Als ich die nahe beieinander liegenden deutschen Siedlungen hinter mir hatte, befand ich mich auf der freien Steppe ohne Birkenhaine. Obwohl schon der 26. September war, herrschte tagsüber warmes sonniges Wetter; die Nächte brachten jedoch regelmäßig starke Fröste. Nach langer Fahrt tauchten schließlich in der heißen Nachmittagssonne die weißgetünchten Häuschen von Slawgorod vor mir auf; auf der Steppe vor der Stadt lagen mehrere Pferdekadaver.

Mein weiterer Reiseplan ging dahin, gleich am nächsten Tag mit der Eisenbahn von Slawgorod abzufahren, mich in Nowo Sibirsk, der Hauptstadt Sibiriens, nur wenige Tage aufzuhalten und dann das günstige Herbstwetter zu einer Reise in das Altai-gebirge auszunützen. Nach meinen Reisen durch die Steppengebiete mit ihren vielen deutschen Dörfern brannte ich jetzt darauf, einen ganz anderen Teil Sibiriens kennen zu lernen und freute mich im Gedenken an manche schönen Alpentouren der letzten Jahre besonders auf die wilde und einsame Gebirgsnatur des Altai. Die ungeheure westsibirische Ebene, die ich nun bald zu verlassen gedachte, war ja großartig und in ihrer Art sogar schön, doch sehnte ich mich nach neuen Ländern und neuen Eindrücken, und es war ein verheißungsvoller Gedanke, daß auch diese Ebene mit ihren unzähligen weithin verstreuten Dörfern einmal ein Ende haben müsse.

In Slawgorod brachte ich den geliehenen Pelz seinem Eigentümer zurück, mit dem ich mich viel unterhielt. Er verriet mir auch, wie man es machen müsse, um für die Fahrt mit der Droschke zum Bahnhof nicht zu viel zu bezahlen. Der richtige Preis für diese Fahrt sei ein Rubel, aber wenn man den Kutscher frage: „wie teuer ist die Fahrt zum Bahnhof?“, dann nenne er eine viel höhere Summe. Man solle auch nicht sagen: „Fahren Sie mich für einen Rubel zum Bahnhof“; er werde dann mehr verlangen. Man müsse sagen: „Fahren Sie mich für fünfundsiebzig Kopeken zum Bahnhof“, man dürfe keine Kopeke mehr oder weniger nennen. Dann wisse der Kutscher, daß einem der richtige Preis bekannt sei und werde antworten: „Das ist zu wenig, Genosse.“ Man werde sich daraufhin auf einen Rubel einigen.

Als ich am nächsten Morgen auf dem Platz in der Nähe des Hotels mit dem Kutscher verhandelte, bestätigte sich die Voraussage des Mennoniten vom vorhergehenden Abend. Ich fuhr mit meinem Gepäck für einen Rubel zum Bahnhof.

---

<sup>1</sup> 296 Einwohner, russischer Name Kußak.

<sup>2</sup> 265 Einwohner.

## Nowo Sibirsk.

In ganz gemächlichem Tempo fuhr mein Zug nach Norden über die weite Steppe, vorüber an dem Salzsee Burlinskoje und an dem großen See Topolnoje. Eine Kuh, die durch den Zug scheu gemacht wurde, lief eine Zeitlang neben ihm her; schließlich konnte ich aber doch triumphierend feststellen, daß der Zug die Kuh überholte. Mein Wagen war überfüllt. Es waren auch Mitglieder des Komßomol (des kommunistischen Jugendbundes) da, die revolutionäre Lieder sangen. Gegen  $\frac{1}{2}$ 12 Uhr nachts kamen wir in Tatarsk an, wo ich nach Nowo Sibirsk umsteigen mußte. Ich hatte wegen der Überfüllung des Wagens auf dem obersten Brett gelegen, das kürzer war als das darunter befindliche, auf dem ein russischer Bauer quer über den Füßen der anderen lag und schlief; seinen Kopf hatte er auf einen Pfosten gelegt. Als ich mich bemühte, meinen recht schweren Handkoffer vorsichtig von dem obersten Brett herunter zu heben, gab die Bäuerin, die oben neben meinem Platz lag, um mir zu helfen dem Koffer einen Stoß, und der Koffer fiel dem Bauern auf den Kopf. Der Bauer wurde glücklicherweise nicht verletzt, aber höchst unsanft aus dem Schlafe aufgejagt, richtete er sich auf und sagte: „Was ist, Genosse, Du willst hier wohl Leute totschlagen?“ Ich entschuldigte mich sehr, worauf er sich wieder hinlegte; er brummte noch etwas und schlief dann gleich wieder ein. Dieses kleine Erlebnis war ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie friedfertig in der Regel die russischen Bauern sind. Schon kurz bevor ich in Tatarsk ankam, bemerkte ich, daß mein rechter Fuß schmerzte. In Tatarsk sollte ich nur kurzen Aufenthalt haben; es wurde aber bekannt, daß der Zug nach Nowo Sibirsk Verspätung habe. So saß ich denn Stunde um Stunde in dem schmutzigen Schalterraum des Bahnhofs, in dem die Luft sehr schlecht war und hoffte auf das Öffnen des Schalters. Schließlich hieß es, der Zug werde nicht so bald kommen. Ich wäre jetzt gern in die Stadt gegangen, aber mein Fuß schmerzte jetzt so heftig, daß ich kaum gehen konnte. Außerdem gab es keine Gepäckaufbewahrungsstelle. Ich mußte also im Bahnhofsgebäude bleiben. Nach elfstündigem Aufenthalt konnte ich endlich weiterfahren. Die Fahrt ging durch die seenreiche Steppe Baraba. Auf den Feldern war viel Getreide durch die starken Nachtfröste verdorben worden; es war nicht gemäht und sah ganz braun aus.

Nachts um  $\frac{1}{2}$ 2 Uhr am 29. September kam ich in der Hauptstadt Sibiriens an. Sie hieß früher Nowo Nikolajewsk und war dann in Nowo Sibirsk umgetauft worden. Ich quartierte mich in einem Hotel ein, in dem ich ein leidlich gutes Zimmer erhielt und untersuchte meinen rechten Fuß. An einer vom Ungeziefer zerbissenen Stelle hatte sich ein großes Geschwür gebildet. Ich

reinigte den Fuß gründlich und verband ihn. Vormittags ging ich dann zu dem nicht weit entfernten deutschen Konsulat, wo man meine Ankunft schon längst erwartet hatte. Auf dem Konsulat erhielt ich von Herrn Konsulatskanzler Hübner Briefe aus der Heimat und erfuhr, daß das Geld, das ich von Moskau hierher überwiesen hatte, angekommen und sicher aufbewahrt war. Herr Hübner empfahl mir, am nächsten Tage dem Konsul einen Besuch zu machen. Nachmittags ging ich noch einmal aus, um den Ob zu sehen. Wegen des kranken Fußes konnte ich nicht viel gehen, aber die kurzen Gänge genügten, um einen ersten Eindruck von Nowo Sibirsk zu gewinnen. Von den anderen sibirischen Großstädten unterscheidet Nowo Sibirsk sich dadurch, daß es ganz neu ist. Es wurde 1893 gegründet. Schon vor dem Weltkriege war die Stadt recht bedeutend, erlitt aber durch den Bürgerkrieg einen schweren Schlag. Im Jahre 1923 hatte sie 76 491 Einwohner. Nachdem sie jedoch zur Hauptstadt des Sibirkrai gemacht worden war und für das ganze Land die Zeit der Beruhigung und Erholung begonnen hatte, begann ein rasches Wachsen und Aufblühen von Nowo Sibirsk, das auch heute anhält. Am 17. Dezember 1926 hatte Nowo Sibirsk 120 611 Einwohner. Das Wachstum der Stadt kommt auch in der Bautätigkeit zum Ausdruck. An der gepflasterten Hauptstraße, dem Krasnyj Prospekt, stehen gewaltige Neubauten im modernsten Wolkenkratzerstil. Doch ist die Zahl dieser Neubauten noch sehr gering, und die Schilderungen einiger deutscher illustrierter Zeitungen unter Überschriften, wie „Das sibirische Chicago“ sind stark übertrieben. Immerhin machten die großen Neubauten auf mich, der ich aus den Dörfern der Kulunda-Steppe kam, einen starken Eindruck. Man kann sich denken, wie diese großen Gebäude auf sibirische Eingeborene wirken, die direkt aus der Wildnis kommen. Nowo Sibirsk hat auch einige große Bauten aus der Zeit vor dem Kriege. Besonders erwähnen möchte ich die große Eisenbahnbrücke über den Ob. Aber von diesen großen Bauten abgesehen, sieht Nowo Sibirsk so aus wie jede sibirische Stadt: kleine Holzhäuser, breite ungepflasterte gerade Straßen mit hölzernen Bürgersteigen. Auf dem hohen Ufer des Ob, der bei Nowo Sibirsk schon ein gewaltiger Strom ist, stehen an engen krummen Gassen kleine ärmliche Holzhäuschen; es sieht aus, als könnten sie herunterfallen. Unter den Neubauten befinden sich nur wenige kleine Wohnhäuser; die anderen sind Regierungsgebäude, Kinos, Klubs und dergleichen, auch ein Opernhaus. Etwas fiel mir noch besonders auf: während es in den Waldsteppengebieten nur Birken und Espen gab (und einmal amerikanischen Ahorn), sah ich in Nowo Sibirsk zum erstenmal wieder Nadelbäume.

Am Vormittag des 30. September gelang es mir, die Verlängerung meines sowjetrussischen Passes bis zum 30. Dezember zu erreichen. Dann besuchte ich Herrn Konsul Großkopf im deut-

schen Konsulat. Der Konsul, ein hünenhafter, blauäugiger, elegant gekleideter Herr, empfing mich sehr freundlich. Als ich mich verabschiedet hatte und schon in der äußeren Tür war, sagte der Konsul: „Sie hinken ja.“ Ich gestand, daß mein rechter Fuß nicht ganz in Ordnung sei. Da schlug mir der Konsul in herzlicher Weise vor, als sein Gast im Konsulat Wohnung zu nehmen. Ich mußte gleich zum Essen dableiben. Nachmittags siedelte ich dann in das Konsulat über. Herr und Frau Konsul Großkopf sahen sich meinen stark angeschwollenen Fuß an, behandelten ihn sachgemäß und bestellten sogar einen Arzt.

Niemals während meiner ganzen Reise hatte ich soviel Lust am Reisen, solch' stürmischen Wunsch, weiter zu kommen und soviel Freude an allem Neuen als in diesen ersten Tagen meines Aufenthalts in Nowo Sibirsk. Von dem Fuß abgesehen, fühlte ich mich gesund und kräftig; noch war das heitere sonnige Herbstwetter, noch waren die Tage lang genug! Meine spezielle Aufgabe, das Studium der deutschen Dörfer in den öden Steppen, hatte ich ja zum größten Teil erledigt; jetzt vorwärts zum Neuen! In den wilden herrlichen Altai! Von ihm hatte ich schon viel durch den Russen Johansen gehört, als ich noch in München studierte. Ja, der Altai mit seinen Schneegipfeln und Gletschern, Bären und Panthern und mit seinen ursprünglichen, heidnischen Einwohnern hatte es mir angetan!

Meine Gastgeber und der Arzt warnten mich vor einer Blutvergiftung am rechten Fuß, die mir eventuell sogar das ganze Bein kosten könne. Ich sah wohl ein, daß ich nicht weiterreisen könne, bevor ich ganz gesund sei, glaubte aber, die Heilung werde rasch vor sich gehen. Frau Konsul Großkopf verband mir täglich meinen Fuß; ich erhielt im Konsulat ein geräumiges und sauberes Zimmer und hatte es in jeder Beziehung ausgezeichnet. Wenn ich ohne Rücksicht auf die Wunde weitergereist wäre, hätte ich wohl bald irgendwo in einem kleinen schmutzigen Zimmer liegen müssen, und die Heilung wäre dann fraglich gewesen, mein Geld aber jedenfalls verbraucht worden. Es war also ein großes Glück für mich, als Gast im Konsulat aufgenommen worden zu sein.

Trotz bester Pflege wollte der Fuß nicht heilen. Ich lag oder saß und las viele Zeitungen und Zeitschriften, die von Deutschland aus an das Konsulat geschickt waren, ebenso russische Zeitungen. Auch durfte ich aus des Konsuls Bücherschrank jedes Buch nehmen und benutzen. Nie in meinem Leben habe ich eine so großzügige Gastfreundschaft genossen, wie damals im deutschen Konsulat in Nowo Sibirsk. Konsul Großkopf verschaffte mir für die weitere Reise die Erlaubnis zum Photographieren für den ganzen Sibkrai und Erlaubnis zum Waffentragen, weil er mir für den Altai einen Revolver mitgeben wollte. Tag für Tag hütete ich so das Zimmer, umgeben von Zeitschriften und Büchern, Obst, Süßigkeiten und überhaupt allem, was ein



modern und schön eingerichtetes Heim bieten kann, und draußen war immer der schönste Herbstsonnenschein. So bald es mein Fuß zuließ, unternahm ich eine zweistündige Wagenrundfahrt durch Nowo Sibirsk. Wunderschön sahen die Birken aus mit ihrem goldenen Laub und den weißen Stämmen, und der Wald am anderen Ufer des Ob glänzte rötlich und goldfarben herüber.

Im allgemeinen konnte ich mir aber nicht viele Ausflüge aus dem Hause erlauben, und trotz aller Genüsse und aller Freundlichkeit meiner Gastgeber hätte ich flügelahm gewordener Reisender trübselig werden können, wenn ich nicht durch die lebhaftesten Gespräche und Debatten mit Herrn und Frau Konsul Großkopf sehr viel Anregungen erhalten hätte. Meine Gastgeber nahmen mich auch öfter mit, wenn sie in die Oper oder in ein Kino fuhren. Nowo Sibirsk hatte nämlich, obwohl der große Neubau noch nicht vollendet war, schon eine recht gute Oper. In den Kinos gab es bolschewistische Propagandastücke, amerikanische Komödien und Pat- und Patachon-Filme, ab und zu aber auch einen guten deutschen. Vor allem sahen wir uns in Nowo Sibirsk den Nibelungenfilm an. Ich war erstaunt, daß man ihn im bolschewistischen Sibirien gab. Er fand bei den russischen Zuschauern lebhaften Beifall, der sich jedoch am stärksten bei den Stellen erhob, die den Russen komisch vorkamen. Ich glaube nicht, daß die Russen den Film recht verstanden.

Einmal waren Professor Palme vom Orientalischen Institut in Berlin und der bolschewistische Professor Wegmann im deutschen Konsulat zu Besuch, ein anderes Mal der japanische Konsul Schimada mit seiner Frau. Nowo Sibirsk hatte außer dem deutschen und dem japanischen kein anderes Konsulat. Der japanische Konsul trug europäische Kleidung, seine Frau aber japanische. Die beiden Konsulsgattinnen boten auf dem gelbgrünseidenen Sofa einen malerischen Anblick: die Deutsche groß, schlank, mit hell goldblondem Bubikopf, in einem hellrosa Kleid; die Japanerin sehr klein, mit kunstvoll gebauter pechschwarzer Frisur, kohlschwarzen Augen im weißgepuderten Gesicht, in dunkelblauem Kimono mit einem mit Korallen verzierten breiten seidenen Gürtel von hellrosa, fast weißer Farbe, der hinten eine riesige Schleife in Schmetterlingsform bildete. Sie trug weiße Schuhe mit zweigeteilten Spitzen. Nicht nur in der Kleidung, auch im Benehmen war sie von konservativer Art. Obwohl sie recht gut russisch konnte, beteiligte sie sich am Gespräch gewöhnlich bloß mit einem holdseligen Lächeln und sagte nur etwas, wenn sie gefragt wurde. Ihr Mann erklärte, daß sie auch bald europäische Kleidung tragen werde. Auch die beiden Konsuln waren ganz verschieden: der Deutsche von großer Statur, der Japaner sehr klein. Der japanische Konsul beabsichtigte ebenfalls eine Reise in den Altai. Ein amerikanischer Journalist war nämlich kürzlich dort gewesen, und es ging doch nicht

an, daß ein Amerikaner da hinreiste, wo noch kein Japaner gewesen war.

Einmal fuhren meine Gastgeber bei stürmischem und regnerischem Wetter mit mir in den Wald hinaus, wo wir uns im Schießen übten. Es war dies auf meiner Reise seit langer Zeit wieder der erste Nadelwald.

Den ganzen Oktober über war in Nowo Sibirsk ein verhältnismäßig sehr warmes Wetter, während im Fernen Osten, im Norden, im äußersten Westen Sibiriens und im Europäischen Rußland voller Winter herrschte und große Schneeverwehungen gemeldet waren. Ab und zu schneite es in Nowo Sibirsk, aber der Schnee blieb nicht lange liegen. Nur die Nächte waren wirklich kalt. Dort gilt allgemein der 14. Oktober als Winteranfang; diesmal dauerte aber der Herbst abnorm lange.

Eines Tages besuchte ich die Redaktion der in Nowo Sibirsk erscheinenden kleinen kommunistischen deutschen Kolonistenzeitung „Der Landmann“, wo ich erfuhr, daß es im Nowo Sibirsker Okrug keine deutschen Dörfer gibt, was mir auf dem Konsulat bestätigt wurde.

Als sich endlich gegen Ende Oktober mein Fuß besserte, schaffte ich mir Pelzsachen für die Winterreise an. In den Läden gab es aber nur ziemlich schlechte Pelze; hier kaufte ich eine ausgezeichnete Renntierfellmütze, Filzstiefel und Fellhandschuhe. Um den großen Pelz, der für die Reise unbedingt nötig war, zu kaufen, ging dann der am Konsulat angestellte russische Diener mit mir auf die Baracholka, den Trödelmarkt. Nach langem Handeln kaufte ich schließlich in der Wohnung eines Händlers einen großen Tulup (Schafspelz), der mir bis zu den Füßen reichte. So war ich denn in dieser Beziehung zur Weiterreise gerüstet, aber infolge des zu vielen Gehens verschlimmerte sich wieder mein Fuß. Ich mußte deshalb noch eine Woche länger bleiben.

## Siebentes Kapitel.

### In den Altai.

In der Nacht vom 30. auf den 31. Oktober fuhr ich aus Nowo Sibirsk ab. Die Bahnfahrt nach Bijsk dauerte 25 Stunden. Der Zug fuhr bei bedecktem Himmel durch Steppen- und Waldsteppengebiete und dann durch waldbedecktes welliges Gelände. Es war Nadelwald mit Birken dazwischen. Danach ging es über den großen Fluß Tschumysch. Auf der Station Altai-skaja, wo die Bahn nach Barnaul und Semipalatinsk abzweigt, hielten wir mehrere Stunden und kamen dann in der Frühe des 1. November in Bijsk an.

Die Wagenfahrt vom Bahnhof zum Hotel war geradezu romantisch. Es war eine lange Strecke Wegs, und dazu machte

der Kutscher noch Umwege. Nur ein Weilchen ging es die gepflasterte Hauptstraße hinunter, sonst aber auf dunklen und teilweise sehr morastigen Wegen. Der Straßenschmutz mit seinen tiefen Wagenspuren war gefroren, und deshalb schwankte der Wagen wie ein Schiff auf bewegter See.

In Nowo Sibirsk hatte ich mir den dort im Jahre 1926 in zweiter Auflage erschienenen sehr guten Führer durch den russischen Altai von Saposchnikow gekauft. Nach ihm war mein Hotel „Delowoi Dwor“ in Bijsk das beste Sibiriens. Es zeichnete sich durch ein sehr pompöses Treppenhaus aus, und die sehr teuren Zimmer machten auch einen guten Eindruck. Ich nahm aber ein billigeres (3 Rubel für jeden Tag), das ganz einfach eingerichtet war. In diesem angeblich besten Hotel Sibiriens waren aber Ratten und viele Mäuse, mit denen man nähere Bekanntschaft schließen konnte. Sie machten in jeder Nacht in meinem Zimmer großen Lärm. Da ich infolge erneuter Verschlimmerung meines noch nicht ganz geheilten Fußes länger als beabsichtigt in Bijsk bleiben mußte, versuchte ich die Mäuse zu vertreiben. Sie waren aber so frech, daß sie abends, wenn ich las, auf dem Tisch, an dem ich saß, herumliefen, von meinem Brot zu fressen versuchten und unter den Samowar krochen.

Meine Erkundigungen ergaben, daß es im Bijsker Okrug keine deutschen Siedlungen gibt, aber einzelne Deutsche in russischen Dörfern, die dort als Knechte, Fuhrleute und in anderen Berufen leben, z. B. in Altaiskoje 8, in Aiskoje 2, in Werch Anuiskoje 14 Deutsche usw. Nach der Volkszählung von 1920 gab es im Bijsker Okrug 221 Deutsche (189 männliche und nur 32 weibliche). Ein in der Umgebung von Bijsk wohnender aus Nikolajewka bei Slawgorod stammender Deutscher, der von meiner Reise in der Zeitung gelesen hatte, suchte mich in Bijsk auf, um zu erfahren, ob es im Altai-Vorlande deutsche Dörfer gebe.

Bijsk, mit 45 574 Einwohnern, liegt direkt in der Niederung der Bija nur wenige Kilometer oberhalb der Stelle, an der sich diese mit dem Katun vereinigt. Deshalb sind manche Straßen hier so morastig, daß sie auch bei anhaltend trockenem Wetter nicht austrocknen. Man kann da manchmal sehen, wie selbst dem geduldigsten Russen die Geduld reißt, wenn sein mit einem schweren Baumstamm beladener Wagen im Schmutz stecken bleibt und bei jeder Kraftanstrengung der Pferde nur um einen halben Meter vorwärts kommt. Der Verkehr über die hier bis 417 Meter breite Bija wird durch eine von einem kleinen Dampfer gezogene Fähre aufrecht erhalten.

Von dem hohen nördlichen Rand des Bijatales, auf dem ein Kirchlein steht, hatte ich am ersten Tage meines Aufenthalts eine herrliche Aussicht: unter mir die Stadt mit ihren vielen Holzhäuschen, mit einzelnen größeren Steinhäusern und einigen hübschen Kirchen dazwischen und das blaue und silberne Band der Bija. Auf der anderen Flußseite das große Dorf Amur, be-

waldetes Land und dahinter die lange bläuliche nördlichste Kette des Altai und aus gewaltiger Ferne rötlich durch den feinen Dunst schimmernde schneebedeckte Berge, auf die die Sonne schien. Der Anblick erinnerte mich an die Alpen, wie ich sie oft von München oder Starnberg aus gesehen hatte. Voll Freude sagte ich mir, daß ich nun die ungeheure eintönige Tiefebene hinter mir hätte und viel Neues sehen würde. Vor mir lag ein Teil jenes ungeheuren Systems von Gebirgen, das Nord- und Zentralasien voneinander trennt.

Bis zum 4. November war sonniges Wetter, am 5. November herrschte aber kalter Sturm mit schweren Wolken; es fiel etwas Schnee. Von diesem Tage ab war dann endgültig Winter. Am 11. November gegen Abend beschloß ich weiter zu reisen. Ich ging zu dem Kutscher, der mir empfohlen worden war und sagte ihm, er möge mich am nächsten Tage nach Ulala, der Hauptstadt des autonomen Oirotengebiets fahren. Er forderte den hohen Preis von 25 Kopeken pro Werst, also für die Strecke von Bijsk nach Ulala 25 Rubel — in Wirklichkeit waren es nicht ganz 100 Werst —, weil bei seiner Rückkehr nach Bijsk Eisgang auf der Bija herrschen könne und er in diesem Falle vielleicht acht Tage lang auf der anderen Seite der Bija warten müsse, da ja die Fähre bei Eisgang nicht in Betrieb sein kann. Wegen des in Anbetracht seines Risikos hohen Preises werde er aber auch die ganze Strecke in einem Tage zurücklegen. Da der Kutscher mit dem Preis nicht hinuntergehen wollte und ich keine Lust hatte, die Reise zu verschieben, ging ich auf seinen Vorschlag ein. Die Folge davon war dann, daß ich nachher auf der ganzen Altaireise den Preis von 25 Kopeken pro Werst bezahlen mußte, da ihn immer ein Kutscher dem anderen mitteilte.

Als es am 12. November hell zu werden begann, fuhren wir aus Bijsk ab. Die Fähre setzte uns über die Bija hinüber, und dann ging es in raschem Trab auf breitem, schneebedecktem Waldweg dahin. Unablässig ertönten die beiden am Krummholz über dem rechten Pferd angebrachten Glöckchen. In Sibirien wird oft in der Weise angespannt, daß ein Pferd unter dem Krummholz die eigentliche Arbeit leistet und das andere daneben nur an einem Strick den Wagen ziehen hilft. Wenn dann ab und zu die beiden Pferde ihre Plätze wechseln, kann man sehr große Strecken in ununterbrochenem schnellem Trab zurücklegen. So wurde es auch diesmal gemacht. Der Himmel war bedeckt, und es blies ein kalter Wind. Ich war jedoch durch meine guten Pelzsachen gegen die Kälte geschützt.

Bald kamen wir nach Werch-Katunskoje (Jarki). Zum ersten Male sah ich hier eins der großen Dörfer, mit denen das fruchtbare Vorland des Altai übersät ist. Diese Ortschaften sind zum Teil außerordentlich ausgedehnt; es dauerte ziemlich lange, bis wir durch ganz Werch-Katunskoje hindurchgefahren waren. Mitten auf der Hauptstraße lag ein totes Schwein. Dieses Dorf hat

nach Angabe des Altaiführers von Saposhnikow 3200 Einwohner. Von hier ab fuhren wir am Katun entlang, dessen breites Tal wir immer rechts von uns hatten. Der Strom war meistens nur an den Rändern zugefroren, in der Mitte war fast überall offenes Wasser. An einigen Stellen war er aber ganz zugefroren und zwar so fest, daß die Leute mit ihren Wagen über das Eis fuhren. Am südöstlichen Horizont sahen wir die nördlichsten Bergzüge des Altai vor uns. Besonders markant ragte unter ihnen der Berg Babyrgan hervor, den wir fast den ganzen Tag über, von Werch-Katunskoje bis Maima, nicht aus den Augen verloren. Mein Kutscher war schon unzählige Male von Bijsk nach Ulala und zurück gefahren und hatte in jedem Dorfe auf dieser Strecke Bekannte. Er schlug mir vor, in Srostki Tee zu trinken und fuhr dort auf den Hof eines seiner Freunde. Man nahm uns sehr freundlich auf und bewirtete uns sofort so, als sei das völlig selbstverständlich. Diese natürliche Gastlichkeit herrscht anscheinend in ganz Sibirien und ist aus den Verhältnissen des meist sehr dünn besiedelten Landes zu verstehen, in dem es nur in den wenigen Städten Gasthäuser und Hotels gibt. Srostki liegt am Knie des Katun, der aus Südosten kommt und von Srostki ab nach Westen fließt. Infolge lebhaften Gesprächs mit unseren wohlhabenden Gastgebern und einem auch auf der Durchreise befindlichen Russen zog sich unser Aufenthalt in Srostki noch eine Weile hin, und ich konnte feststellen, daß das Bauernzimmer, in dem ich mich befand, überraschend sauber und ordentlich war: ein erstaunlicher Unterschied gegenüber den russischen Bauernstuben, die ich in anderen Gegenden gesehen hatte. Sicher werden, wenn sich der Wohlstand der Landbevölkerung hebt, auch Sauberkeit und Ordnung bei den russischen Bauern Fortschritte machen. Auf der weiteren Fahrt begegneten uns einige Reiter von stark mongolischem Typus; einmal waren es ein weißhaariger Greis und ein junger Mann, wahrscheinlich Vater und Sohn. Sie waren schlitzäugig und von gelblicher Hautfarbe, aber von großem Wuchs und sehr stolzer Haltung und machten gar keinen bäuerlichen Eindruck. Hinter dem Dorfe Bystrjanskaja wurden die flachen Bodenerhebungen, die das Tal des Katun im Osten begrenzen, höher, und kurz vor der Einmündung der Jischa in den Katun hatten wir unmittelbar rechts von uns den Strom und unmittelbar links eine steile Felswand. Die Jischa durchquerten wir in einer Furt und bogen auf ihrem Südufer nach Osten ab. Der Weg führte dann recht lange auf den Höhen östlich des Katuntales nach Süden. Hier hatten wir einen schönen Blick auf den Babyrgan und auf weiter im Süden liegende Berge. Es ging schließlich wieder in das Tal des Katun hinunter; allmählich begann die Dunkelheit. Wir befanden uns hier schon im autonomen Oirotengebiet. Von dem großen Dorf Maima ab war es völlig dunkel; da aber überall Schnee lag, konnte man doch ganz gut sehen. Schließlich erblickten wir vor

uns Lichter und viele Holzhäuschen, und der Kutscher sagte: „Hier ist unsere große Hauptstadt, das zweite Moskau!“ Wir fuhren durch den ganzen Ort und kehrten an seinem südöstlichen Ausgang bei einem russischen Kutscher ein.

Am nächsten Tag lernte ich Ulala genauer kennen. Auf den ersten Blick unterschied es sich nicht von den am Tage vorher gesehenen Dörfern; es war ja auch bis vor kurzem noch ein Dorf gewesen. Nach der Schätzung im „Gothaischen Jahrbuch“ von 1927 hat es 4000 Einwohner, was ungefähr richtig sein mag.<sup>1</sup> Die Mehrzahl der Einwohner ist russischer Nationalität, man sieht aber in Ulala auch häufig Altajer (auch Oiroten genannt). Mit der Außenwelt ist es durch wenige Wege und durch eine Funkstation verbunden. Es hat sämtliche Behörden, die zu einer Regierungshauptstadt gehören und liegt sehr ausgedehnt zwischen niedrigen kahlen Bergen zu beiden Seiten des Flübchens Maima.

Das Autonome Oirotengebiet ist 88 000 Quadratkilometer groß und hat 99 553 Einwohner, von denen über die Hälfte Russen sind und etwas weniger als die Hälfte Altajer. Dazu kommt noch ein geringer Prozentsatz kirgisischer Bevölkerung. Das Gebiet gehört in seiner ganzen Ausdehnung zum Altai. Die Altajer sind ein tatarisches Turkvolk, das von den weltgeschichtlichen Bewegungen in den Steppengebieten und auch vom russischen Einfluß nur sehr wenig berührt worden ist. Durch die hohen Gebirgszüge des Altai ist es immer gegen die umwohnenden Völker isoliert worden. Deshalb haben sich die Altajer besonders viel von ihrer ursprünglichen Eigenart erhalten. Interessant ist die Verteilung der Religionen im Altaigebiet: von Norden her ist das orthodoxe Christentum gekommen; auch die wenigen seßhaften Altajer wurden oberflächlich christianisiert. Vom Westen her ist der Islam bis zum Altai vorgeedrungen, und im Süden und Südosten grenzt der Buddhismus an das oirotische Gebiet. Im Inneren des Altai dagegen herrscht noch das alte heidnische Schamanentum bei den nomadischen, Viehzucht und Jagd treibenden Altajern. In neuester Zeit wurde aber dem Schamanentum durch eine neue religiöse Lehre viel Abbruch getan, nach der es nur einen Gott, den Burchan, gibt und die die blutigen Tieropfer des Schamanismus verwirft. Häufig werden die Altajer „Oiroten“ genannt, nach Oiroten-Chan, dem altaischen Messias, der einst wiederkommen und das altaische Volk glücklich machen soll. Sie nennen sich selbst vielfach Kalmüken, obwohl sie mit den wirklichen Kalmüken gar nicht verwandt sind. In ihrem Typus überwiegt durchaus das Mongolische; sie sind meist klein von Wuchs, untersetzt, haben gelbe Haut, dunkle Haare, schräggestellte Augen und mongolische Form des Gesichts. In ihrer Kleidung und in Sitten und Gebräuchen ähneln sie mehr den Mongolen als den ihnen sprachlich verwandten Kirgisen. Außer

---

<sup>1</sup> Im Jahre 1923 4230 und im Dezember 1926 5691 Einwohner.

den eigentlichen Altajern gibt es im Altai noch kleine, ihnen nahe verwandte tatarische Volksstämme, wie die Teleuten, Kumandiner, Tuba, Schorzen u. a.; gegenüber den Russen und Kirgisen bilden sie jedoch alle zusammen die Einheit der altaischen Eingeborenen. Der Bürgerkrieg hat im Altai besonders lange gewütet, und wenn ich während meiner Reise ein Bauernhaus betrat, in dem nur Frau und Kinder waren und mein Kutscher fragte: „Wo ist der Hausherr?“, dann erhielt er die Antwort, daß er im Bürgerkrieg umgekommen sei.

Im statistischen Büro in Ulala erfuhr ich, daß es im Oirotengebiet keine nennenswerte Zahl von Deutschen gibt. Ich bestieg dann den dicht nördlich der Stadt liegenden Berg Togaja, der die anderen bei Ulala liegenden Berge an Höhe bedeutend überragt. Nach einer Stunde recht raschen Steigens war ich auf dem Gipfel. Da trübes und ein wenig dunstiges Wetter herrschte, waren leider von hohen in weiter Ferne liegenden Bergen nur einige schwach durch den Dunst schimmernde Stückchen zu sehen; die Aussicht auf die nähere Umgebung war dagegen sehr schön. Tief unten im Tal zog sich durch das schwärzliche Häusergewimmel von Ulala das weiße Band der zugefrorenen Maima. Ringsum waren Berge von sanften rundlichen Formen, teils schwach, teils garnicht bewaldet. Nach Süden und Osten hin sah man über eine Unzahl solcher Berge hin, im Westen dagegen lag das breite Tal des Katun. Der Strom selbst und die Mündung der Maima in ihn war zu sehen. Dahinter erhob sich der felsige Berg Babyrgan, der alle Berge der Gegend überragte. Im Nordwesten führte das Tal des Katun in die dem Altai vorgelagerte Fastebene hinaus. Am Gipfel des Togaja wuchsen einige kümmerliche Birken, eine vereinzelte kleine Birke war mit roten Zeugfetzen behängt, die ein Opfer für die bösen Geister darstellten; sonst war der Berg kahl. Seine Grashänge waren nur an wenigen Stellen durch anstehenden Felsen unterbrochen. Den Rest des Tages benutzte ich dazu, in den Straßen von Ulala umherzugehen, um noch einige Aufnahmen zu machen. Als es dunkel wurde, setzten sich an vielen Stellen die Hühner zum Schlafen auf die Bäume, weil sie anscheinend keinen Stall hatten. Die Straßen waren still und einsam, nur ab und zu ritt ein Reiter mit seinem Gewehr über dem Rücken seines Weges.

Sobald es am nächsten Tage hell wurde, setzte ich die Reise fort. Der Kutscher, bei dem ich übernachtet hatte, fuhr mich in seinem niedrigen Schlitten. Er war ein hochgewachsener, blonder und blauäugiger Mann; einige seiner Familienmitglieder, darunter der älteste Sohn, der am Tag vorher krank auf dem Ofen gelegen hatte, sahen dagegen ganz mongolisch aus und waren von eingeborenen Altajern nicht ohne weiteres zu unterscheiden. Auch heute war das Wetter trübe, und es schneite in dichten Flocken. Es lag aber noch wenig Schnee; daher war die Schlitten-

bahn schlecht. Wir fuhren im Tal der Maima aufwärts und kamen an einem ehemaligen Frauenkloster vorbei, auf dessen Hauptturm die rote Flagge wehte. Hier und da ging es durch etwas Birkenwald und Gebüsch. In dem Dorfe Alexandrowskoje tranken wir Tee; als wir weiter fahren wollten, rief ein Einheimischer meinem Kutscher zu: „He, Genosse! Mit dem Schlitten kannst Du nicht weiter! Nachher hört der Schnee ganz auf.“ Nach einigem Feilschen und Handeln wurde ich dem Alexandrowsker Kutscher abgetreten, der mich mit einem Wagen weiterbeförderte. Mein neuer Kutscher erklärte mir, daß wir jetzt über einen Paß, einen „Perelom“ hinüber müßten. Ich meinte, das heiße doch „Perewal“. „Die Russen sagen Perewal, bei uns aber heißt es Perelom“, erklärte er und fügte auf Befragen hinzu, daß er ein „Kalmük-Oirot“ sei. Gekleidet war er wie ein Russe. Er hatte schräggestellte dunkle Augen und ein flaches, breites, rötliches Gesicht.

Der Weg zum Paß hinauf war lang und zum Schluß recht steil; es ging immer durch Wald und es lag hier reichlich Schnee. Der Wald bestand hauptsächlich aus Lärchen, Fichten und Birken, aber auch Weide und Faulbaum kamen vor. Vom Paß aus, an dem Lärchen und Birken wuchsen, hatten wir einen schönen Blick in das sehr malerische Tal des Fließchens Usnesi, in das uns nun der Weg hinabführte; an manchen Stellen war es ziemlich steil. Gleich hinter dem Paß kamen wir an einer kleinen Eingeborenensiedlung vorbei, weiterhin an einer zweiten. Die Altajer wohnten hier nicht in Jurten, sondern wie die Russen in kleinen Holzhäusern. Wir trafen auch zwei berittene und bewaffnete Eingeborene, mit denen sich mein Kutscher ein wenig auf altaisch unterhielt. In Bischbeltyr, einem hauptsächlich von Altajern bewohnten Dörfchen, gab es einen kleinen Aufenthalt, weil etwas am Wagen ausgebessert werden mußte. Dann ging es in sausender Fahrt weiter. An manchen Stellen fuhren wir im schärfsten Tempo bergab, und dann drehte sich jedesmal der Kutscher stolz lächelnd nach mir um, als wenn er sagen wollte: „Ich fahre doch forsch, gelt?“ Ich ermunterte ihn dann immer mit „gut, vortrefflich“, denn ich wollte auf jeden Fall heute noch nach Tschemal kommen. Jetzt klärte sich auch das Wetter auf. Vorher hatte alles weißlichgrau ausgesehen; jetzt leuchtete der Schnee auf den Bergen, und es leuchteten auch die roten Stämme der Bäume. Es war jedoch wenig Wald in diesem Tal. Schließlich tat sich das von hohen malerischen Bergen umgebene Tal des Katun vor uns auf. Als wir von Usnesi nach Elikmanar Katun-aufwärts fuhren, begann es dunkel zu werden. Wir kamen hier auf sehr gutem Wege durch eine parkartige Landschaft mit sehr hohen Nadelbäumen, die nicht dicht beieinander standen. Die Bäume waren fast alle an ihrem unteren Teil angebrannt, manche durch Feuer schwer beschädigt. Im Sommer soll es hier eine üppige Grasvegetation mit außerordentlich hohen Kräu-



tern geben; jetzt war jedoch nichts davon zu sehen. Als wir in Tschernal ankamen, war es schon völlig dunkel.

Mein Kutscher brachte mich zu einem ihm bekannten Eingeborenen, der hier Lehrer war. Er war getauft, zwei Jahre lang Pope gewesen und hieß Iwan Jakowlewitsch Bobrak. Jetzt war er aber absolut kommunistisch gesinnt. Ich wurde in seinem Hause gut aufgenommen. Zunächst war nur seine Frau mit zwei Kindern zu Hause. Iwan Jakowlewitsch kam aber bald in Begleitung eines anderen eingeborenen Lehrers, der sich auf die Ofenbank neben meinen Kutscher setzte und auf einer Gitarre eine altaische Weise zu spielen begann. Leider hörte er gleich wieder damit auf, weil zwischen meinem Gastgeber und mir das lebhafteste Gespräch begann. Es war noch ein dritter Lehrer, ein sehr ärmlich gekleideter Russe, mit hereingekommen, und nun setzten dieser und der Altajer, der die Gitarre weggelegt hatte, mir auseinander, daß Iwan Jakowlewitsch der beste Kenner des Altai sei und schon das ganze Gebirge bereist hätte. Er selbst bestätigte das. Außerhalb des Altai war er jedoch noch nie gewesen, noch nicht einmal in Bijsk. Er hatte infolgedessen auch noch nie eine Eisenbahn gesehen, hatte aber aus Büchern eine gewisse Vorstellung davon. „Es muß scheußlich sein, in der Eisenbahn zu reisen,“ meinte er, „du willst dein Zelt im Zug aufschlagen, es ist kein Platz dazu; du willst dir Schaschlyk bereiten und darfst kein Feuer anmachen.“ Er erzählte, daß er früher schon andere Reisende, die von auswärts gekommen waren, kennen gelernt hatte, darunter den mir von München her bekannten Johansen. Er begann dann, mir tausend Fragen über Deutschland zu stellen, war aber nie mit meinen Antworten zufrieden und wollte alles besser wissen. Ich konnte sagen, was ich wollte, er hatte in jeder Einzelheit schon ein fertiges Urteil, das jedesmal geradezu vernichtend für Deutschland war. Schließlich sagte ich: „Ich habe mein ganzes Leben in Deutschland zugebracht und alle seine Teile kennen gelernt. Sie sind noch nie aus dem Altai herausgekommen und wollen doch über Deutschland alles besser wissen als ich.“ Er wurde aber gar nicht verlegen: „Selbstverständlich weiß ich das besser als Sie, denn ich habe es in Büchern gelesen. Sehen Sie sich diesen analphabetischen Kutscher an,“ rief er aus, „er hat sein ganzes Leben im Altai zugebracht und weiß vom Altai nichts.“ Vor allem wollte er mir nicht glauben, daß in Deutschland die kommunistische Partei zugelassen sei und ihre Vertreter im Parlament habe. Er malte die Verhältnisse in Deutschland als grausigste Blutherrschaft aus. Ich erklärte ihm, welche Beschränkungen in Deutschland den politischen Demonstrationen auferlegt würden und erläuterte ihm dabei den Bannkreis um das Reichstagsgebäude in Berlin. „Das ist ja gerade die Gemeinheit,“ schrie er, „daß die Leute nicht vor dem Parlament, sondern nur in der Hintergasse demonstrieren dürfen.“ Bei dem Wort „Hintergasse“ stand mir leb-

haft das Bild der Hauptstadt Ulala vor Augen. So stellte sich dieser Altajer Berlin vor. Besonders wild war er gegen Hindenburg. Er forderte mehrfach dringend und ungestüm die strikte Beantwortung von Fragen wie: „Warum soll einer reicher sein als der andere?“ von mir. Einmal mischte sich auch seine Frau etwas in das Gespräch, aber er ließ sie nicht reden. Er sagte, er sei zwar ein Kommunist, aber in einer Beziehung sei er ganz patriarchalisch, nämlich in bezug auf seine Familie. Seine Frau gehöre ihm ganz genau so wie eine Sache, wie sein Samowar. Er habe sie früher gekauft und könne sie auch wieder verkaufen. Sie selbst war eine Russin, blauäugig und blond. Mit Stolz zeigte er mir seine Kinder und wies darauf hin, daß man an ihnen gut sehen könne, daß seine asiatische Rasse in den Kindern überwiege. In noch einer Beziehung sei er kein Kommunist: er sei Nationalist, denn er habe immer das Bestreben, sein Volk vor dem nationalen Untergange zu bewahren, aber seine Kinder seien schon international, die würden die richtigen Kommunisten werden! Wenn es ihm nicht gelingen sollte, seinem altaischen Volk die Kultur beizubringen, dann würde das altaische Volk im Russentum untergehen. Es sei aber sehr schwer, den Altajern die Kultur beizubringen, denn das Volk hasse die Kultur und er selbst hasse sie auch: „Die Kultur ist schlimmer als der Typhus.“ Aus den guten Tälern werde sein Volk vertrieben, denn in den guten Tälern sind die Fahrwege, und auf den Fahrwegen kommt die Kultur herangefahren, und davor zieht sich das Volk zurück. Aber die Kultur sei übermächtig, und wenn sich das Volk nicht daran gewöhnen könne, dann sei es zum Untergang verurteilt. Damit er seinem Volk die Kultur besser beibringen könne, werde er im nächsten Jahr nach Moskau an die Universität oder an die Kommunistische Akademie des Ostens kommen. Jetzt sei das Volk noch wild und ungebildet: 3½ Jahre lang habe es gegen die rote Armee gekämpft! Es sei eben noch ein dunkles Volk. Der Schamanismus sei noch sehr verbreitet. Iwan Jakowlewitsch zeigte mir auch seinen „Tashur“, einen nierenförmigen Weinbehälter aus Leder mit seltsamen Ornamenten. Er erzählte noch etwas von der Bärenjagd. Zum Übernachten gab er mir ein Bärenfell. Er mußte dann noch zu der für alle Angestellten in Sowjetrußland unvermeidlichen Versammlung gehen. Als er davon zurückkam und bemerkte, daß ich noch nicht eingeschlafen war, wiederholte er, was er schon zu Beginn unserer Debatte gesagt hatte: „Warum reist Ihr Europäer so viel? Reisen ist schlecht: man bekommt davon so viele Eindrücke. Sehen Sie, jetzt haben Sie vom Reisen so viele Eindrücke, daß Sie nicht schlafen können!“ Ich schlief dann aber doch ganz gut auf dem Bärenfell.

Spaßig war das Waschen am nächsten Morgen. Auf dem Hof stand eine Tonne mit Wasser auf einem Karren. Iwan Jakowlewitsch zerschlug das Eis in der Tonne und goß mir dann

einen großen Topf voll Wasser mit Eisstückchen langsam über die Hände. Ich konnte mir mit dem Wasser auch noch ein bisschen das Gesicht einreiben; damit war dann das Waschen beendet. Als dann Iwan Jakowlewitsch durch den Ort zur Schule ging, begleitete ich ihn und bestieg darauf den mit dichtem Fichtenwald bestandenen kleinen Berg Bischpek. Der Bischpek ist wie ein Riegel quer über das Tal von Tschemal gelagert und wird vom Katun in einer grandiosen klammartigen Schlucht durchschnitten. Sie hat sehr steile Felswände. Aber auch an den anderen Seiten des Bischpek zeigt sich viel anstehendes Gestein. Der Berg teilt den ausgedehnten Ort Tschemal in einen nördlichen und einen südlichen Teil. Der Ort selbst liegt auf einer sehr ebenen Terrasse des Katun, die ziemlich hoch über dem Fluß liegt und bis zu 2 Kilometer breit ist. Der Katun selbst ist bei Tschemal 160 Meter breit. In ihm liegt eine schmale Felseninsel mit einer kleinen Kapelle, doch ist die Brücke, die ehemals zu dieser Klippe führte, vom Fluß zerstört worden, so daß man sie nicht mehr erreichen kann. Ringsum liegen hohe Berge von zackigen alpinen Formen. In Tschemal endet der hier von Norden her in das Gebirge vordringende Fahrweg. Im Sommer kann man auf Saumpfadern weiter nach Süden vordringen. Wegen seiner landschaftlich ganz besonders schönen Lage und wegen der interessanten Ausflüge, die man von hier aus machen kann, ist Tschemal im Sommer ein beliebter Kurort, der in jedem Jahr von 300 bis 400 Gästen aufgesucht wird. Der Ort selbst hat 759 Einwohner.

Leider war auch an dem Tag, den ich in Tschemal zubrachte, das Wetter trübe, und es schneite fortwährend. Im Walde auf dem Bischpek hörte man überall das Hämmern der Spechte. Der Katun hatte starken Eisgang. An der Bewegung der Schollen konnte man sehen, daß die Strömung des Flusses stark war. Vom Bischpek aus ging ich dann durch den südlichen Teil des Ortes und an dem durch ihn strömenden Flusse Tschemal entlang bis zu seiner Mündung in den Katun. Nachmittags besorgte ich die behördliche Anmeldung, sah mir den nördlichen Teil von Tschemal genauer an und besichtigte vor allem die große Schule.

Tschemal hat ebensolche Holzhäuser, wie die russischen Dörfer sie haben, daneben aber auch einige altaische Jurten, von denen es zwei Arten gibt: die eine ist kegelförmig und aus dünnen Stangen gebaut, mit Baumrinde bedeckt und heißt „Alantschik“, die andere Art ähnelt schon einem Hause: auf einem sechseckigen Bau aus Balken erhebt sich ein spitzes Dach in Form einer sechskantigen Pyramide. Diese Form heißt „Agatsch-ui“. Ich sah auf meiner Altaireise nur Jurten der erstgenannten Art.

Das Hauptgebäude von Tschemal war die Schule. Es war mehrstöckig, umgeben von kleinen Häusern, die Unterkunft für die hundert Zöglinge des mit der Schule verbundenen Internats und Werkstätten enthielten, in denen die Schüler arbeiteten:

Buchbinderei, Schneiderwerkstätte, Tischlerei und Schuhmacherei. Außerdem gehörte zur Schule ein kleines, aber sauberes Ambulatorium und etwas Landwirtschaft. Zur Zeit der Ferien im Sommer werden manche Räume an Kurgäste vermietet. An der Schule sind sechs Lehrer angestellt. Iwan Jakowlewitsch und der Leiter der Anstalt, ein Lette, zeigten mir alle zu ihr gehörenden Gebäude. Im Schulhaus wimmelte es von Jungen und Mädchen. Die Einrichtung des Hauses war sehr einfach. Diese Schule macht Tschemal zum Kulturzentrum der ganzen Gegend. Abends gab es bei Iwan Jakowlewitsch wieder eine lebhaft Unterhaltung. Es war auch eine junge Russin da, die in Leningrad am geographischen Institut der Universität studiert hatte und nun für einige Zeit Lehrerin in Tschemal war. Ihrem Aussehen und ihrer Kleidung nach hätte man sie für eine deutsche Studentin halten können. Sie war sehr begeistert vom Altai und sagte, daß es ihr hier besser gefalle als in Leningrad. Im Juli war sie nach Tschemal gekommen und war schon sehr viel im Altai herumgereist. Zwei Monate lang sei sie überhaupt nicht aus dem Sattel gekommen. Sie riet mir, auf meiner bevorstehenden Rückreise einen Abstecher nach Karaturuk zu machen, um mir dort die Jurten der Altajer anzusehen.

Am nächsten Tag, es war der 16. November, fuhr mich mein Kutscher morgens von Tschemal nach Usnesi. Neben mir saß im Wagen eine junge Altajerin, eine Verwandte des Kutschers, die im vergangenen Sommer zum ersten Male außerhalb des Altai gewesen war und zwar beim Komßomol (Bund der kommunistischen Jugend) in Moskau. Jetzt war sie wieder im Altai, um hier kommunistische Propaganda zu machen. Wir stellten unterwegs fest, daß die Fähre über den Katun bei Anos nicht in Betrieb war. Ich wäre gern hier über den Strom hinüber und dann zum Tschuiskij Trakt und auf diesem nach Süden weitergefahren, wenigstens bis Schebalino, wo die Maralzucht betrieben wird. Wegen der hohen Kosten meiner Altaireise hatte ich diesen Gedanken aber aufgeben müssen.

Von Usnesi fuhr mich ein anderer Kutscher in einem niedrigen Schlitten nach Karaturuk. Es ging im Tale des Fließchens Usnesi aufwärts. Die Eingeborenen-siedlung Karaturuk besteht aus wenigen Jurten. Wir betraten eine davon und wurden von ihren Bewohnern gut aufgenommen. Sie konnten aber nicht russisch; mein Kutscher, der sowohl russisch wie altaisch sprechen konnte, diente als Dolmetscher. Mir wurden ein hartes Stück Käse und Tee in einer kleinen Schale angeboten; im Tee war etwas Butter aufgelöst. Als ich ihn ausgetrunken hatte, blieb ein grauer Bodensatz zurück. In der Jurte war es kalt und ziemlich dunkel. In der Mitte brannte ein offenes Feuer. Die Eingeborenen: Mann, Frau und mehrere Kinder, hatten ihre Pelze anscheinend auf bloßem Leibe. Einige Kisten und allerlei verstaubtes Gerümpel, Fässer, Säcke, Schüsseln, Töpfe, Lederzeug

konnte man im Halbdunkel ringsum erkennen. An der Innenwand der Jurte hingen einige Gewehre. Mir fiel Iwan Jakowlewitschs Weinbehälter ein, und ich fragte, ob hier auch ein Tashur vorhanden sei. Er wurde hervorgeholt. Für fünf Rubel sollte ich ihn bekommen. Aber niemand konnte mir meinen Zehnrubelschein wechseln. Jetzt bot ich alle möglichen Sachen zum Tausch an. Der Altajer wollte aber unbedingt nichts anderes haben als ein weißes Hemd. Schließlich gab ich ihm eins; er untersuchte es und stellte freudestrahlend fest, daß es gut war. So war denn der Tausch perfekt und wurde durch Handschlag bekräftigt. Stolz trägt dieser Altajer in Karaturuk jetzt das Hemd mit der Aufschrift: „Berding & Kühn, Königsberg.“

In rascher Fahrt ging es bei schönstem Sonnenschein nach Usnesi zurück. Von dort fuhr mich nach einigem Aufenthalt mein Alexandrowsker Kutscher mit einem anderen niedrigen Schlitten Katun-abwärts nach Tscheposch. Es ging auf einer dicht bewaldeten Terrasse über dem Katun entlang; bisweilen war sie schmal, so daß wir rechts eine steile Bergwand, links unter uns den Fluß hatten. Der Weg war sehr holperig, so daß der Schlitten oft umzufallen drohte. An einer Stelle trafen wir Arbeiter, die den Weg ausbesserten. Bei Beginn der Dunkelheit kamen wir in dem in einer Talerweiterung liegenden Dorf Tscheposch an, wo wir in einem Holzhaus bei Altajern übernachteten.

Am nächsten Tag ging die Fahrt durch eine besonders malerische Gebirgslandschaft. Linker Hand war die ganze Zeit hindurch immer der Katun, bald ganz nah, bald durch kleine Waldstücke von unserem Wege getrennt. Die Stellen, an denen Bergwände ganz nahe an den Fluß herantreten, nennt der Altajer „Bom“. An solchen Stellen fuhren wir unmittelbar über dem Strom dahin. Der Weg war sehr uneben, und bei rascher Fahrt sprang der Schlitten so heftig über Steine und Wurzeln, daß ich mich manchmal beinahe darüber wunderte, daß meine Knochen unversehrt blieben. Einige Male riß ein Strick, einmal brach eine Stange an unserem Gefährt, dann wieder durchbohrte plötzlich ein Knüppel von unten den Boden des Schlittens, ohne mir jedoch Schaden zuzufügen. Über die in den Katun mündenden Bäche führten keine Brücken. Sie waren nur am Rande zugefroren, aber da sie zur Zeit wenig Wasser führten, waren sie keine Hindernisse für unsere Fahrt. So ging es stundenlang dahin. Der Kutscher pfiß einige Male eine schwermütige Weise für sich hin. Bei Talda, einem auf der anderen Seite des Katun gelegenen Dorf, war eine malerische Felswand zu sehen, in der sich mehrere Höhlen<sup>1</sup> befinden. Der Katun fließt bei Talda in 320 Meter Meereshöhe; auf der Strecke von Tschemal hierher hat er 180 Meter Gefälle. In Mansherok kehrten wir bei Esten

<sup>1</sup> Vgl. Literaturverz. unter c. 2. (Krot) und c. 3. (Saposhnikow).

ein die vor vierzehn Jahren hierher gezogen waren. Ich ging dann an das Ufer des Flusses, um mir die große Stromschnelle anzusehen, die unter dem Namen „Das Tor von Mansherok“ bekannt ist. Zur Zeit des Frühjahrshochwassers muß sie einen ganz gewaltigen Eindruck machen; zur Zeit meiner Anwesenheit, im November, herrschte jedoch Niedrigwasser. Unmittelbar oberhalb der eigentlichen Stromschnelle war der Fluß breit, floß aber schnell und schäumend; dann verengte er sich außerordentlich zwischen großen Felsblöcken und dem linken felsigen Ufer und schoß pfeilgeschwind und brausend dahin; zwischen dem rechten Ufer und den Felsblöcken war er zugefroren, so daß ich auf sie gelangen konnte. Von Mansherok ab wurden das Tal des Katun breiter und die Berge ringsum niedriger. Wir fuhren noch bis Sulusga. Dort übernachteten wir bei Russen. Mein Wirt war 3½ Jahre lang als Kriegsgefangener in Österreich gewesen und hatte bei einem Bauern in der Gegend von St. Pölten gearbeitet. An diesen Österreicher mußte ich im Namen meines Russen einen Brief schreiben. Er dachte gern an die Zeit seiner Gefangenschaft zurück und sprach mit Bewunderung von den landwirtschaftlichen Einrichtungen, die er damals in Österreich kennen gelernt hatte. Ich erfuhr, daß die Fähre über den Katun nicht mehr in Betrieb war. Es wurde auch davon gesprochen, daß in der Gegend von Maima und Aiskoje eine Räuberbande sei. Ich legte jedoch diesem Gerücht keine Bedeutung bei, und der weitere ungestörte Verlauf meiner Reise gab mir recht. In der Frühe des nächsten Tages fuhr mich mein Alexandrowsker Kutscher, der übrigens die Strecke von Usnesi hierher auch zum ersten Male in seinem Leben zurückgelegt hatte, bei bitterer Kälte nach Aiskoje. Dort holte er einen Fährmann herbei. Beide fuhren nun in einem Boot nach dem auf der anderen Seite des Stromes liegenden Dorf hinüber, um für mich einen neuen Schlitten zu beschaffen, obwohl ich der Meinung Ausdruck gab, daß doch ein Wagen geeigneter sein werde, da wohl außerhalb des Gebirges zu wenig Schnee sei. Sie erwiderten jedoch, es liege Schnee genug bis Bijsk. Ich blieb bei Pferd und Schlitten und bewachte meine Sachen. In aller Ruhe konnte ich dabei einen herrlichen Sonnenaufgang beobachten. Die noch nicht beschienenen schneebedeckten Berge schimmerten hellblau und darüber die von den ersten Sonnenstrahlen getroffenen Gipfel in glänzendem Rosa. Breit und ruhig floß davor der Katun dahin. Bald kamen meine beiden Leute zurück und erklärten, sie hätten einen sehr guten Kutscher gefunden, der mich schnell und gut nach Bijsk fahren werde; er habe den Schlitten schon angespannt; Schnee sei überall genug vorhanden. Ich rechnete nun mit meinem Alexandrowsker Kutscher ab und ließ mich sogar dazu bewegen, die Fahrt bis Bijsk voraus zu bezahlen. Wir setzten nun über den Fluß. Dort stand schon der neue Schlitten, und der noch junge Kutscher bestätigte die Vorausbezahlung des Fahrpreises. Es

war allerdings kein Schlitten für Passagiere, sondern einer für den Holztransport. Aber ich dachte: es geht auch so; Hauptsache ist, daß ich nicht auf dem mir schon bekannten Wege über Srostki nach Bijsk zurückzukehren brauche. Kaum war ich auf dem Schlitten, da sauste er auch schon los. Ich saß jedoch scheußlich unbequem auf dem sehr niedrigen Fahrzeug und stieß mir oft heftig den Rücken. Von den Pferdehufen wurde ich dauernd mit Schnee und Schmutz beworfen. Es dauerte den ganzen Tag, bis ich mich einigermaßen auf dem Schlitten eingerichtet hatte, und für diese Unbequemlichkeit konnte mich der Anblick des schön geschnitzten und bunt bemalten Krummholzes über dem rechten Pferd wenig entschädigen. Aber die Schlittenbahn war zunächst gut, und wir kamen rasch vorwärts. Bald ging es bergan, und ich hatte eine schöne Aussicht auf das riesig ausgedehnte Dorf Aiskoje und seine bergige Umgebung. Wir fuhren nach Westsüdwesten in Richtung auf den Tschuiskij Trakt. Nördlich von uns überragte der Babyrgan alle anderen Berge. Als die Sonne höher stieg, wurde es warm und es begann zu tauen. Es war der erste vollständig wolkenlose Tag auf meiner Altaireise. Wir kamen über einen verhältnismäßig hohen Paß, von dem wir herrliche Aussicht nach Osten und Westen hatten. Jetzt begann aber der Schnee auf dem Wege stellenweise ganz aufzuhören. Bis Altaiskoje war die Fahrt noch ganz gut, weil es ständig stark bergab ging, aber ich ahnte schon das Elend, das dann in der Ebene kommen mußte und merkte auch bald, daß mein an sich sehr sympathischer „sehr guter Kutscher“ vom Fahren nur wenig verstand. In den Ortschaften wurden wir von den Hunden mit großem Gebell begrüßt. Die Landschaft ringsum war fast vollständig waldlos. Dicht bei dem Dorfe Saraßa kamen wir auf den Tschuiskij Trakt. Das ist der bekannte Weg, der Westsibirien mit der Mongolei verbindet und als einziger Fahrweg im Altai die Grenze überschreitet. Alsbald erreichten wir das außerordentlich ausgedehnte Dorf Altaiskoje, das über 6400 Einwohner hat. Es liegt direkt am Nordfuß der nördlichsten Altaiberge; hier beginnt die flachwellige Steppe. Auf der Dorfstraße lag überhaupt kein Schnee, deshalb kamen wir nur ganz langsam vorwärts. Es dauerte erhebliche Zeit, bis wir die endlos langgestreckte Ortschaft durchfahren hatten. Hinter dem Dorf ging es auf die erste und höchste Bodenerhebung der Steppenlandschaft hinauf, von der aus man weite Fernsicht nach Norden und einen schönen Blick nach Süden und Osten auf das Gebirge hat. W. A. Obrutschew schildert den Eindruck, den der Nordrand des Altai hier macht, folgendermaßen<sup>1</sup>: „Über dieser Ebene erhebt sich über dem südlichen Horizont als Mauer von einigen hundert Metern Höhe der Altai, stellenweise durch Fluß-

<sup>1</sup> S. Paul Fickeler: „Der Altai. Eine Physiogeographie.“ Ergänzungsheft Nr. 187 zu „Petermanns Mitteilungen“ (Gotha 1925), S. 71.

täler, wie durch Breschen tief zergliedert. Der mauerartige Eindruck wird dadurch erhöht, daß der Kamm der Sporne zwischen den Flußtälern eben ist mit nur selten zugespitzten Bergkuppen, die übrigens vor der Mauer liegen, wie die ‚Mochnataja Sopka‘, ‚Bobyrgan‘ und andere mehr.“ Diesen mauerartigen Eindruck machte der Nordrand des Altai auch auf mich. Am Wege bemerkte ich einen blutigen Tierkadaver; es scheint zur sibirischen Steppe zu gehören, daß auf ihr hier und da Knochen oder ganze Kadaver herumliegen. Wir fuhren ohne Aufenthalt weiter, hatten auch in Altaiskoje keine Rast gemacht und nichts gegessen oder getrunken. Bei Einbruch der Dunkelheit fragten wir in einem einsamen Gehöft nach dem Weg, von dem mein Kutscher keine Ahnung hatte. Schließlich erblickten wir weit voraus in der nächtlichen Steppe ein Licht. Das mußte Staraja Belokuricha sein; dorthin wollten wir fahren. Bald wurde es wieder von Bodenwellen verdeckt. Ich achtete darauf, daß wir die Telegraphenlinie nicht aus den Augen verloren. An sie mußten wir uns halten, denn sie konnte nur nach Bijsk führen. Schließlich ging der Mond über dem Gebirge auf und half uns, den Weg zu finden. Silber glänzten links die Berge zu uns hinüber. Das vorhin gesehene Licht tauchte wieder vor uns auf und so kamen wir glücklich nach Staraja Belokuricha. Im ersten Haus des Dorfes brannte noch Licht. Wir klopfen und traten ein. Hier wohnten sehr arme Leute, die bei Kienspanbeleuchtung ihr kümmerliches Abendbrot verzehrten. Sie bewirteten uns sehr freundlich mit schwarzem Brot und selbstgepflanztem „Tee“. Ich breitete meinen Pelz auf dem Fußboden aus, streute zum Schutz gegen die Tarakane und andere Tiere Insektenpulver hinein und schief dann ausgezeichnet.

Vor Sonnenaufgang fuhren wir am nächsten Tage weiter, zunächst durch das ausgedehnte, 4800 Einwohner zählende schlafende Dorf. Die Steppe zwischen Staraja Belokuricha und Totschilnoje war stark wellig. Ich betrachtete immer schon den nächsten Höhenzug vor uns daraufhin, ob er genügend Schnee habe. Auf der ganzen Fahrstrecke gab es aber nur zwei Stellen mit genügender Schneedecke. Die Peitsche hatte mein „Kutscher“ in Staraja Belokuricha vergessen. Dafür versuchte er an den Pferden seine ganze Redekunst, von zarten Schmeichelworten bis zu den größten Flüchen. So gelangten wir in das breite Tal des Flusses Pestschanaja. Bei Totschilnoje führte eine Brücke über den hier noch nicht zugefrorenen Fluß. Man sah schon von weitem, daß sie schief und wacklig war. Mit Hilfe eines russischen Bauern, der auch mit seinem Fuhrwerk hinüber wollte, rückten wir zunächst einmal eine Anzahl vollständig lose liegender Bretter an ihre richtige Stelle und führten dann vorsichtig die Pferde hinüber. Eins trat zwischen den Brettern hindurch, aber es passierte weiter kein Unheil. Die Fahrt von Totschilnoje nach Smolenskoje dauerte wegen Schneemangels sehr lange. Bei



der Ankunft in Smolenskoje ließ ich mir von meinem „Kutscher“ das Fahrgeld für die Strecke Smolenskoje—Bijsk zurückgeben, da er dafür genügend Geld bei sich hatte und begab mich auf die Suche nach einem Wagen. Der erste Kutscher, mit dem ich sprach, verlangte für die kurze Strecke nach Katunskoje 7 Rubel und ging mit seinem Preis, als ich ihm lachend den Rücken kehrte, auf 5 Rubel hinunter. Ich begab mich aber zur Behörde (Ispolkom), wies mich aus und fragte, ob es hier nicht einen anständigen Kutscher gebe, der mich für den üblichen Preis fahren könne. Man gab mir jede gewünschte Auskunft und verwies mich an das „Haus des Bauern“. Dort traf ich einen Mann in einer Kanzlei, mit dem ich gleich in ein lebhaftes Gespräch geriet, und der mich dann einlud, meine Weiterreise lieber auf morgen zu verschieben und bei ihm zu übernachten. Ich sollte mich bei ihm etwas ausruhen, auch habe er ein Badehäuschen. Das lockte mich allerdings und so ging ich mit. Er nahm mich sehr freundlich in seine Wohnung auf. Ich benutzte aber zunächst noch die letzte Tageshelligkeit, um mir das riesige Dorf Smolenskoje anzusehen. Es liegt zu beiden Seiten der Pestschanaja und hat 8000 Einwohner. Hier herrschte lebhafter Verkehr von Bauernfuhrwerken. Überraagt wurde der Ort von einer großen steinernen Kirche. Als es dunkel geworden war, kehrte ich zu meinem Gastgeber zurück und belegte dort zunächst das Badehäuschen mit Beschlag. Abends unterhielt ich mich sehr lange mit ihm und seiner Frau. Er war ein Este aus Dorpat, sie eine Russin aus Riga.

Am 20. November fuhr ich für den üblichen Fahrpreis nach Katunskoje. Die Fähre über den Katun, der sich hier mit der Bija zum Ob vereinigt, war nicht in Betrieb. Ich setzte in einem Boot hinüber und fuhr dann nach Bijsk. Während dieser Fahrt begann ein Sturm, der rasch zu beinahe orkanartiger Stärke anschwell. Auch die Fähre über die Bija in Bijsk hatte den Verkehr eingestellt. Der Fluß hatte starken Eisgang und infolge des Sturms Wellen mit Schaumkämmen. Zwei Boote besorgten das Übersetzen über den Strom. Das Ufer war vereist, und von hier führte ein kleiner Steg zu einer großen Eisscholle hinüber, an deren jen-seitigem Rand das Boot landen sollte. Als ich mit meinen plum-pen Filzstiefeln den nassen Steg betrat, packte mich der Sturm an dem breiten Schafspelz und warf mich in das flache Wasser. Ich stieg sofort an das Ufer und bat dort einen älteren Mann, mir meine Sachen an das Boot zu tragen. Aber er sagte: „Nein, nein, ich bin auch schon hineingefallen.“ Ein junger Bauer nahm mir das Gepäck ab. Mit Hilfe eines Stockes kam ich dann auf die Eisscholle und rutschte, vom Sturm getrieben, gerade auf das Boot zu.

In Bijsk wohnte ich wieder im „Delowoi Dwor“ und be-suchte auch den Kutscher, der mich nach Ulala gefahren hatte.

Der Sturm tobte auch den ganzen folgenden Tag über; am Abend ließ er nach; dafür begann es stark zu schneien.

## Achtes Kapitel.

### Deutsche Dörfer bei Rubzowka und Semipalatinsk.

Am 22. November fuhr ich von Bijsk nach Barnaul. Es herrschten eisige Kälte und Wind. Im Zuge war es jedoch angenehm warm. Man konnte während der Fahrt zur Gitarre gesungene russische Volkslieder hören. Am nächsten Tage sah ich mir das malerisch an dem hier schon majestätisch breiten Ob gelegene Barnaul an. Von der ziemlich bedeutenden Höhe am Südrande der Stadt bot sich ein schöner Ausblick über das Tal. Es war wieder sehr kalt. Da Barnaul im Mai 1917 abgebrannt war, sah man in der Stadt noch sehr viele Ruinen. Am 17. Dezember 1926 zählte man hier 73 798 Einwohner. Auf dem vollständig zugefrorenen Ob fuhren die Bauern mit ihren Schlitten von und nach der Stadt. Am 24. November herrschte ein furchtbarer Sturm, der den pulverartig feinen Schnee wagerecht über den Erdboden dahinjagte. Den ganzen Tag über dröhnte und heulte es. Sehr anstrengend war es, sich auf den Straßen zu bewegen. Ich hörte, daß am 21. November in Barnaul ein noch viel schlimmerer Schneesturm gewesen sei. Bei den Behörden erfuhr ich, daß es im Okrug Barnaul keine deutschen Dörfer gibt. Dagegen wohnen einzelne Deutsche in der Stadt, die auch eine deutsche Kirche hat. Abends war ich in dem Theater, einem recht stattlichen Gebäude. Es wurde eine europäische Operette gegeben. Der größeren Abwechslung halber hatte jeder Akt eine andere Besetzung als der vorhergehende! Nach Beendigung der Vorstellung wurde der Zuschauerraum durch Entfernen der Stühle in einen Tanzsaal umgewandelt, in dem die Russen noch bis drei Uhr morgens tanzten.

Am 25. wollte ich nachmittags von Barnaul in Richtung Rubzowka abfahren. Der Zug sollte um 3,50 Uhr abgehen. Er kam aber erst abends; es wurde gesagt, er werde wegen der großen Schneeverwehungen sechs Stunden lang in Barnaul halten. Dann wurde der Zug noch um einige Waggons verkleinert, und die anderen waren dann überfüllt. Einmal hieß es, wir sollten unser Abteil verlassen und in einem Viehwagen Platz nehmen; aber niemand rührte sich von der Stelle. Im Zug reisten viele Tataren, die stark rauchten, so daß die Luft zum Ersticken war. Am nächsten Morgen waren wir immer noch in Barnaul, hielten auch noch den ganzen Tag hier. Erst am 26. abends um 8 Uhr fuhren wir ab, also mit reichlich 28 Stunden Verspätung. Die Fahrt ging über die tiefverschneite Steppe. Am 27. November kam ich gegen Mittag in dem Städtchen Rubzowka an. Es ist kleiner als Slawgorod und hat in seinem Äußeren viel Ähn-

lichkeit mit dieser Stadt, aber es hat vor ihr doch etwas voraus: es liegt nämlich an einem Fluß, dem Alej, der in ostwestlicher Richtung fließend aus dem westlichen Randgebiet des Altai herauskommt, bei Lokotj scharf nach Nordnordosten umbiegt und südlich von Barnaul in den Ob mündet. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Rubzowka war er zugefroren und verschneit, so daß man ihn völlig hätte übersehen können. Einige Straßen der Stadt waren durch hohe Schneewehen geradezu abgeriegelt.

Ich bewohnte in Rubzowka ein winziges Zimmer in einem sehr kleinen Hotel. Es war eigentlich nur ein Bauernhaus mit zwei Zimmern; aus dem einen waren durch Bretterverschläge drei winzige Stübchen gemacht; von diesen benutzte ich das kleinste. Ein für mich viel zu kurzes Bettgestell, ein Tischchen, ein Schemel und meine Sachen zusammen mit zwei Blumentöpfen füllten es vollständig aus. Es war aber durchaus sauber, so daß ich mich in ihm wohlfühlen konnte.

Der Schneesturm, dessen Ausläufer ich in Bijsk und in Barnaul erlebt hatte, hatte hier fünf Tage lang getobt und auch Menschenopfer gefordert. Durch ihn erfroren, wie man mir erzählte, bei Rubzowka fünf und bei Lokotj neun Menschen. Die Auskünfte, die ich auf dem Statistischen Büro über die deutschen Siedlungen des Okrugs erhielt, erwiesen sich bei der Nachprüfung an Ort und Stelle als nicht ganz richtig.

Am Morgen des 29. November fuhr ich von Rubzowka aus in südöstlicher Richtung über die Steppe, um die deutschen Dörfer aufzusuchen. Es herrschte grimmige Kälte, und, obwohl es nicht schneite, jagte der Wind den trockenen Schnee vor sich her, so daß man nichts anderes als wirbelnden Schnee um sich sah und über einem den blauen Himmel. Entgegenkommende Schlitten tauchten wie aus dichtem Nebel vor uns auf. Ich bewunderte das meinen Schlitten ziehende Pferd, weil es trotz des wirbelnden Schnees den Weg fand. Die Kälte drang mir allmählich durch Mark und Bein, so daß ich in einem Bauernhause in dem Russendorf Popowka noch Wolljacke und Lodenmantel unter meinem Pelz anzog. Bald darauf legte sich der Wind, und es wurde völlig klar; wir kamen in das Dorf Danija, von dem man mir in Rubzowka gesagt hatte, daß es deutsch sei. Ich sah aber sofort, daß es kein deutsches Dorf sein konnte, denn die Lage der einzelnen Bauernhöfe zueinander war völlig unregelmäßig, die Lehmhäuschen waren vielfach unsorgfältig gebaut und nicht weiß getüncht. Ich sprach die Einwohner deutsch an, aber sie verstanden kein Wort. Ich fragte auf russisch, ob hier Deutsche seien: nein, hier wohnten nur Russen. Genau so war es gleich darauf in Moskowskij, das man mir in Rubzowka auch als deutsches Dorf angegeben hatte. Auf der russischen 10-Werst-Karte sind Moskowskij und das nahe dabei gelegene Saratow eingetragen, Danija dagegen nicht. Auf der beigegebenen Skizze habe ich Danija nach der Mitteilung eingetragen, die mir über

die Lage dieses Dorfes auf dem Statistischen Büro in Rubzowka gemacht wurde; ich glaube aber, daß auch diese Angabe nicht richtig war. Von Danija ab waren am östlichen Horizont die schneebedeckten Berge des Altai zu sehen, die in der Gegend von Smejinogorsk liegen. Ihre Gipfel wurden noch von den Strahlen der untergehenden Sonne getroffen. Als wir uns Saratow näherten, stellte ich mit Genugtuung fest, daß dies ein deutsches Dorf sei. Alle Häuser standen in geraden Reihen an der Straße und sahen auch stattlicher aus als russische Bauernhäuser. Als ich in den Ort kam, wurde ich gleich gefragt, ob ich der neue Lehrer sei, den man hier seit längerer Zeit erwartete.

Saratow wurde 1907 gegründet und hat 543 Einwohner (92 Höfe). Die Einwohner sind lutherisch und stammen alle aus dem Gouvernement Saratow an der Wolga. Hier wie überall in der Rubzowker Gegend wurde mir gesagt, daß die Ernte von 1926 ganz besonders gut gewesen war. Die Bauern schätzten die Erträge im Dorfe Saratow folgendermaßen: Weizen 80 bis 90, Gerste und Hafer 100 Pud und mehr von der Deßjatine. Diese großen Mengen lieferte der hier vorhandene Schwarzerdeboden. Die Leute in Saratow sprachen einen stark mit russischen Worten vermischten süddeutschen Dialekt. Sie sagten, daß in diesem November schon mehr Schnee gefallen sei, als sonst während des ganzen Winters. Das geradezu mit Schnee zugedekte Dorf bot allerdings auch einen merkwürdigen Anblick. An jedes Haus lehnte sich eine große Schneewehe an, und manche Bauern konnten nur durch einen tiefen Schneehohlweg oder durch einen Schneetunnel aus dem Haus auf die Straße gehen. Viele hatten ihre ganzen Höfe überdeckt und die Hoftore während des Schneesturms geschlossen gehalten, so daß das Vieh, vor allem das Federvieh, einen geschützten und schneefreien Platz hatte. In Saratow übernachtete ich bei einem schwäbisch sprechenden Bauern, der nicht religiös gesinnt war. Er war während des Krieges beim russischen Militär Schreiber gewesen und konnte deshalb gut lesen und schreiben. Er besaß ein altes dickes populär-naturwissenschaftliches Buch in deutscher Sprache mit vielen Bildern. Aus ihm hatte er seine mit den Lehren der Bibel in Widerspruch stehenden Ansichten über die Entstehung der Welt geschöpft.

Am nächsten Tag setzte ich die Reise von Saratow aus nach Süden fort. Bei strahlendem Sonnenschein und nur geringem Wind war es trotz der beträchtlichen Kälte eine Lust zu reisen. Wir kamen aber verhältnismäßig langsam vorwärts, weil der Schnee sehr hoch lag und keine eingefahrene Schlittenbahn vorhanden war. Das Pferd trat oft bis zu den Knien in den Schnee. Um ihm die Arbeit zu erleichtern, gingen der Kutscher und ich eine lange Strecke neben dem Schlitten her. In Wischnewka (sprich: Wischnjówka) stieg an einer Stelle bei einem Bauern-

gehöft leichter Dampf auf; mein Kutscher machte mich lächelnd darauf aufmerksam: dort wurde verbotenerweise Schnaps gebraut. Die Unsitte des heimlichen Schnapsbrennens ist in Sibirien sehr verbreitet; das dabei gewonnene Getränk wird Samogon genannt. Südlich von Wischnewka kamen wir an den Nordrand der weiten Senkung, in der das Flößchen Ustjanka entspringt. Hier hatten wir eine Fernsicht, die mir stets unvergeßlich sein wird: im Osten sahen wir nach wie vor die fernen Berge des Altai, die in der Gegend von Smejinogorsk und weiter östlich liegen mußten. Nahe vor uns im Südosten lagen hinter der erwähnten Senkung zwei flache ostwestlich streichende Bergrücken. Sie gehören zu dem Kolywan-Gebirge, das ein westlicher Ausläufer des Altai ist. In der Senke selbst fielen einige Hügelchen auf; an einem von ihnen kamen wir nachher vorbei. Noch weiter im Süden war inmitten der endlosen weißen Einöde ein kleiner schwarzer Strich: das große Russendorf Pokrowskoje. In der absolut klaren Luft war alles haarscharf zu sehen. Über dem schwarzen Strich ein winziges Pünktchen: der Zwiebelturm der Kirche von Pokrowskoje. In dieser Gegend stiegen anscheinend irgendwelche Dampfwolken auf. Hinter den beiden Bergrücken und dem Dorf glänzte wieder die flache weiße Steppe. In gewaltiger Ferne sahen wir am südlichen Horizont einen langgestreckten, zart hellblauen Bergzug. Hier handelt es sich um irgendeinen südwestlichen Ausläufer des Altai; es ist sogar möglich, daß er südlich des Irtysch verläuft; jedenfalls war er außerordentlich weit entfernt. Wir fuhren dann im Tal der Ustjanka abwärts und hatten immer das Dorf Pokrowskoje vor Augen. Am Abend kamen wir dort an und übernachteten bei Ukrainern. Das Brot mußten wir erst im Ofen auftauen, ehe wir es essen konnten.

Der nächste Tag war der 1. Dezember. Wir fuhren in aller Frühe durch eine für sibirische Verhältnisse dicht besiedelte Gegend Alej-aufwärts und überschritten den Fluß bei Georgijewskoje. An diesem Tag konnten wir immer im Trab fahren, denn die Wege waren schon durch starken Verkehr festgefahren. Das Wetter war sehr schön, aber außerordentlich kalt. Ich bedauerte sehr, kein Thermometer zu haben und deshalb die sehr niedrige Temperatur nicht feststellen zu können. In Nikolajewka überschritten wir die völlig zugeschnittene Solotucha. Mir gefiel hier sehr die zierliche, sehr schöne Holzkirche. Auf dieser Fahrt sahen wir wieder oft die ferne Bergkette im Süden, die wir am vorhergehenden Tag zuerst erblickt hatten. Von Nikolajewka aus fuhren wir nach Südosten über die ebene Steppe und hatten nahe vor uns wellige Bodenerhebungen, von denen herunter eine lange Reihe von Bauernschlitten uns entgegenkam. Sie brachten Getreide zur Bahn. Etwas weiter im Süden fiel ein ganz vereinzelter, verhältnismäßig steiler Berg auf, von dem ich seiner Form wegen den Eindruck hatte, daß er vulkanischen Ur-

sprungs sein könne<sup>1</sup>. Wir kamen nun aus der Ebene heraus in welliges Gelände und erreichten das große Dorf Uspenskoje. Hier waren im Nordosten dieselben Berge wieder sehr schön zu sehen, die uns schon bei Saratow aufgefallen waren. Wir fuhrten jetzt nach Süden über ein armselig aussehendes Dörfchen nach Dönhof (Samarka).

Dönhof (Samarka) ist 1899 gegründet worden und hat nach der neuesten Volkszählung 926 Einwohner, die in 134 Höfen wohnen, lutherisch sind und alle aus dem Wolgagebiet hierher kamen (aus den ehemaligen Gouvernements Samara und Saratow). Dönhof liegt an der Grenze zwischen Sibirien und Kasakstan; auf ihrer anderen Seite findet man im Gouvernement Semipalatinsk eine ganze Reihe von lutherischen deutschen Dörfern, die alle kleiner als Dönhof sind. Außerdem liegt dort, etwa 20 Kilometer von Dönhof entfernt, das katholische deutsche Dorf Marienburg (Rymki), das mit 1184 Einwohnern größer als Dönhof ist. Der Okrug Rubzowka hat dagegen außer Dönhof und Saratow nur ein deutsches Dorf: Blumental (Nowo Rossijskij), mit 396 Einwohnern. In der Zarenzeit hatte es auch den Namen Romanowka (statt Nowo Rossijskij).

In Dönhof aß ich zu Mittag, ging im Dorf herum und machte photographische Aufnahmen. Mir fielen einige bunt bemalte Hauswände auf. Sonst hatte ich in lutherischen Dörfern in Sibirien nirgends bemalte Wände gesehen. Der Lehrer von Dönhof zeigte mir das Schulgebäude, in dem es sogar einige geographische Wandkarten gab. Hier wie überall mußte ich viele Fragen nach den Verhältnissen in Deutschland beantworten.

Mein Rubzowker Kutscher fuhr mich dann weiter, zunächst zurück nach Uspenskoje. Wir begegneten dabei einigen Kirgisen; einer stürzte gerade vor uns mit seinem Pferd, ohne jedoch Schaden zu nehmen. Wir wußten, daß wir in Uspenskoje nach links abbiegen mußten, um nach dem deutschen Dorf Orlowskoje zu kommen. Um aber den richtigen Ausgang aus dem ausgedehnten Ort zu finden, fragten wir einen Mann auf der Dorfstraße. „Nach Orlowskoje? Da müssen Sie rechts fahren,“ sagte er und wies mit der Hand nach Osten, „rechts, immer nach rechts fahren.“ „Nanu,“ sagte mein Kutscher, „es muß doch links nach Orlowskoje gehen!“ „Ach, nach Orlowskoje? Ja, natürlich, da müssen Sie links fahren, immer nach links fahren!“ Als wir aus Uspenskoje heraus auf die Steppe kamen, ging gerade vor uns die Sonne unter. Es war genau  $\frac{3}{4}$  Uhr. In raschem Trab ging es durch die Dämmerung dahin. In Orlowskoje übernachtete ich bei dem Dorfvorsteher, einem jungen, recht armen Bauern. Sein

---

<sup>1</sup> Es ist die in dem Buche „Nach Sibirien im Dienste der evangelisch-lutherischen Kirche“ von Bischof Meyer, S. 111, genannte „Kruglaja Ssopka“.

Zimmer war jedoch sehr sauber und ordentlich; der Fußboden wurde an jedem Morgen gewaschen.

Orlowskoje gehört schon zum Gouvernement Semipalatinsk der Kirgisenrepublik. Es wurde 1909 angesiedelt und hat 364 Einwohner, die lutherisch sind und alle aus dem deutschen Gebiet an der Wolga kamen, sowohl von der Berg- als auch von der Wiesenseite. Schon vor der Gründung des Dorfes lebten hier und in der nächsten Umgebung seit 1893 einzelne deutsche Familien auf gepachtetem Land. Man arbeitete früher in Orlowskoje auch mit Kamelen, die dann aber verkauft wurden.

Am 2. Dezember photographierte ich in Orlowskoje eine eigenartige Ölmühle. Es war in der Mühle für Aufnahmen jedoch fast zu dunkel; die Leute machten, um dem abzuhelfen, ein Loch in das Dach, doch half das nur wenig. Hier wurde Öl sowohl für die menschliche Nahrung als auch zum Polieren der Möbel gewonnen. Der zu festen Kuchen zusammengepreßte Rest der zur Ölbereitung verwandten Körner war zum Füttern des Viehs bestimmt. Die maschinelle Einrichtung war sehr primitiv, das Haus selbst aus Lehm gebaut. Der Besitzer der Mühle wollte anfänglich nicht, daß ich sie photographierte. Er meinte, man solle in Deutschland nicht sehen, daß er eine so veraltete Mühle habe. Mir wurden in Orlowskoje auch eigentümliche sehr breite und niedrige Schlitten für den Heutransport gezeigt. Meine Absicht ging jetzt dahin, über das deutsche Dorf Alexanderpol (Matwejewka) nach der Eisenbahnstation Aul zu fahren und damit die Reise durch die deutschen Dörfer zu beenden. In den drei deutschen Ortschaften, die ich während meiner Reise durch das Steppegebiet von Rubzowka kennen gelernt hatte, waren mir manche Lehmhäuser aufgefallen, die so aussahen, als seien sie rot angestrichen. Es gibt in dieser Gegend nämlich stellenweise „rote Erde“, die von den deutschen Kolonisten zum Hausbau verwandt wird. Die Fahrt ging jetzt bei sehr kaltem Wind nach Westen. Wir kamen durch ein sehr armselig aussehendes Dörfchen. Oft trafen wir entgegenkommende Schlitten und erhielten jedesmal, wenn wir fragten, ob dies der richtige Weg nach Matwejewka sei, eine bejahende Antwort. Schließlich trafen wir einen Deutschen, der Matwejewka kannte und von dem wir erfuhren, daß wir nördlich daran vorbeigefahren waren. Ich beschloß jetzt, nicht nach Matwejewka umzukehren, sondern nach Aul weiter zu fahren, um den Zug am nächsten Tage benutzen zu können. Wir hatten jetzt vor uns den russischen Ort Sekretowka; am nördlichen Horizont sahen wir die Kirche des großen Russendorfes Nowenka. Das eintönige Weiß der Steppe wurde hier durch einige mit niedriger Buschvegetation bestandene Flächen unterbrochen. Nachdem wir Sekretowka passiert hatten, tauchten als Vorläufer des großen Waldstreifens, den wir jetzt passieren mußten, vereinzelt Bäume auf, und bald stand der Wald selbst wie eine langgestreckte dunkle Mauer vor uns. In ihm,

der nur aus Nadelbäumen bestand, war das Gelände hügelig. Dieser Wald zieht sich als langgestreckter Streifen auf Sandboden östlich der von Semipalatinsk kommenden Bahnlinie bis zum Alej hin. Weiter im Nordwesten befindet sich ein noch viel größerer derartiger Waldstreifen. Es handelt sich hier um einen ganz anderen Landschaftstypus als den der westsibirischen Birkenwaldsteppe. In Aul kehrten wir in einem Einstellhof ein, in dem sich auch das Zimmer des Dorfrats befand. Wir übernachteten in dieser Amtsstube auf dem Tisch und auf einem tischartigen Gestell liegend. Am nächsten Morgen verabschiedete ich mich von meinem Rubzowker Kutscher. Auf dem Bahnhof angekommen, konnte ich sofort in den Zug einsteigen, der pünktlich eingetroffen war und mich nun nach Nowo Sibirsk bringen sollte.

Die Fahrt ging nach Nordosten über die sonnenbeschienene tiefverschneite Steppe. Während der Zug in Rubzowka hielt, holte ich aus meinem dortigen winzigen Hotel meinen Koffer und kam am 4. Dezember in Nowo Sibirsk an.

## Neuntes Kapitel.

### Zum Baikalsee.

In Nowo Sibirsk wohnte ich wieder einige Tage lang im deutschen Konsulat. Am Morgen des 7. Dezember war es sehr kalt, mittags um  $\frac{3}{4}$  12 Uhr betrug die Temperatur noch  $-24^{\circ}\text{C}$ . Es wurde dann aber rasch wärmer, bis zu  $-8^{\circ}\text{C}$  am 10. Dezember.

Ich stellte fest, daß ich noch genug Geld hatte, um bis zum Baikalsee zu kommen. In der Frühe des 11. Dezember reiste ich mit dem Sibirien-Expreß aus Nowo Sibirsk mit dem Ziel Irkutsk ab. Im Zug war es sehr sauber, auch in der „harten“ Klasse. Er fuhr auch viel angenehmer als die Bummelzüge, die ich bisher auf allen meinen Fahrten in Sibirien hatte benutzen müssen. Als es hell wurde, kamen wir durch eine wellige Landschaft, in der Waldstücke und Felder oder sonstige verschneite baumlose Strecken miteinander abwechselten. Der häufigste Baum war die Birke. Der Zug hielt auf den Stationen nur kurze Zeit. Als es dunkel wurde, erreichte er Mariinsk, am späten Abend Atschinsk. Ich bedauerte sehr, daß es nur so kurze Zeit am Tage hell war. Am nächsten Tag ging es gegen 9 Uhr über den Kan bei Kansk. Der Zug fuhr jetzt immer durch Wald, oft durch sehr schönen Hochwald. Hier sah ich etwas von den unermeßlichen Urwäldern Sibiriens! Hauptsächlich wuchsen hier Lärchen, Fichten, Tannen und Birken. Die Landschaft hatte teilweise Mittelgebirgscharakter, so besonders in der Gegend nordwestlich von Nishne Udinsk. Als der Zug dort ankam, war es schon wieder dunkel.

Das Publikum in diesem Schnellzug unterschied sich sehr erheblich von dem in den Bummelzügen der Nebenstrecken der



sibirischen Bahn. Mit mir reisten viele Chinesen, auch einige Japaner. Im Speisewagen sah ich sogar vier elegant gekleidete Deutsche: zwei Herren und zwei Damen. Vor allem aber lernte ich Professor W. B. Schostakowitsch kennen, der gerade aus Deutschland kam, wo er in Berlin, Hamburg und München Vorträge gehalten hatte und der jetzt nach Hause fuhr: nach Irkutsk. Er sprach ausgezeichnet deutsch und gab mir manche interessante Auskunft über den Baikalsee und die Angara; z. B. sagte er, daß die Angara bei Irkutsk immer erst sehr spät zufriert, nicht nur wegen ihrer starken Strömung, sondern vor allem, weil ihr Wasser hier wärmer ist als das anderer Flüsse. Ihr Ausfluß aus dem nur 60 Werst von Irkutsk entfernten Baikalsee übt auf das Wasser unter der Seeoberfläche eine saugende Wirkung aus. Die Angara entnimmt also ihr Wasser hauptsächlich aus den tieferen Schichten des Baikalsees, der im Dezember in 20 Meter Tiefe schon um 2 Grad wärmer ist als an der Oberfläche<sup>1</sup>. Auch der Baikalsee selbst friert immer erst spät zu und taut spät wieder auf. Professor Schostakowitsch sagte mir auch, daß man im Sommer und Herbst vierzehntägige Dampferfahrten auf dem See machen könne; jetzt wäre der Dampferverkehr vielleicht noch nicht eingestellt. Professor Schostakowitsch lud mich auch ein, das Irkutsker Magnetische und Meteorologische Observatorium zu besichtigen, dessen Leiter er war. Er machte mich im Zuge mit Dmitrij Sacharowitsch Gawrilow bekannt, der im staatlichen Laden in Kultuk an der Südspitze des Baikalsees angestellt war. Wir machten aus, daß ich nach Kultuk fahren und dort ein paar Tage bei Dmitrij Sacharowitsch wohnen solle.

Am frühen Morgen des 13. Dezember kam unser Zug in Irkutsk an. Der Kutscher, der mich in nächtlicher Finsternis vom Bahnhof über die Angara in die Stadt und zum „Grand Hotel“ fuhr, war ein ehemaliger Kriegsgefangener, ein Ungar.

Die große Stadt Irkutsk gefiel mir sehr. Obwohl sie kleiner war als Omsk und Nowo Sibirsk, machte sie doch einen großstädtischeren Eindruck. Der Grund dafür lag darin, daß Irkutsk früher bedeutender als die beiden anderen erwähnten Städte gewesen war. Zur Zeit der Volkszählung von 1897 hatte Irkutsk 51 473 Einwohner, im Jahre 1910 aber schon 126 700, am 17. Dezember 1926 98 440 Einwohner. Im Jahre 1918 ist in Irkutsk eine Universität gegründet worden, so daß Sibirien jetzt zwei Universitäten hat: Tomsk und Irkutsk. Die Hochschule besteht aus zwei großen Gebäuden; davon ist das eine das sehr schöne ehemalige Haus des Generalgouverneurs. Außerdem hat die Wissenschaft in Irkutsk das erwähnte Observatorium und drei Museen zur Verfügung. Von diesen sah ich mir das umfangreiche und interessante ethnographische und das noch reichhaltigere

<sup>1</sup> Vgl. Peterm. Mitt. 1927, Heft 11/12, S. 325: Die abnorm hohe Temperatur des Flusses Angara in Ostsibirien (von Wilhelm Halbfaß).

naturwissenschaftliche Museum an, in dessen oberem Stockwerk eine schöne Gemäldegalerie untergebracht war. In entgegenkommendster Weise wurden mir in den Museen manche Dinge von wissenschaftlichen Arbeitern erklärt, was mir besonders für die mineralogische und die zoologische Abteilung sehr willkommen war. In letzterer waren nicht nur die einzelnen Vertreter der sibirischen Säugetier- und Vogelwelt aufgestellt, sondern es hingen auch Karten der Verbreitungsgebiete der betreffenden Tiere an den Wänden. Man konnte auch Mammutknochen in ziemlich großer Anzahl sehen. Besonders interessant war die Besichtigung des Magnetischen und Meteorologischen Observatoriums. Professor Schostakowitsch, der gerade im Begriff war, zu einer Naturforschertagung nach Nowo Sibirsk abzureisen, stellte mich einem seiner wissenschaftlichen Mitarbeiter vor, der mir alle Einrichtungen des Observatoriums zeigte und gründlich und genau erklärte. So erhielt ich einen Einblick in das rege wissenschaftliche Leben in Sibirien, das sich hauptsächlich in den Städten Tomsk, Irkutsk und Wladiwostok konzentriert.

Außer den teilweise schönen und großartigen Gebäuden für die Wissenschaft hat Irkutsk auch andere bemerkenswerte Bauwerke, vor allem sehr viele Kirchen, darunter eine kleine deutsche und eine polnische. Auf dem riesigen Hauptplatz der Stadt steht der sehr große Dom. Das älteste Gebäude der Stadt ist das Pulvermagazin, ein kleines Haus mit wahrscheinlich sehr dicken Wänden. Vor dem ethnographischen Museum und den beiden Universitätsgebäuden zieht sich am Angaraufer eine Parkanlage entlang, in der noch der Granitsockel steht, auf dem sich früher das Denkmal Alexanders III. befand. Besonders hervorgehoben sei aber als schönes Bauwerk das 1897 eröffnete Theater. Es wurde darin sehr gut gespielt. Die Lage von Irkutsk ist wegen des Reichtums an Wasserläufen schön. Außer der gewaltigen Angara, auch Obere Tunguska genannt, sind hier ihr großer Nebenfluß Irkut und noch zwei kleine Flüsse.

Während der knapp sechs Tage meines Aufenthalts herrschte in Irkutsk strenge Kälte. Zum Beispiel waren am 14. Dezember folgende Temperaturen: 7 Uhr morgens — 33,1 °C;  $\frac{3}{4}$  10 Uhr vormittags — 30,6 °C; 12 Uhr nachts — 35,1 °C. In einer Nacht sank die Temperatur auf — 39 °C. Wie mir ein Mitarbeiter des Observatoriums sagte, war zu derselben Zeit die Temperatur in Krasnojarsk, Jenissejsk und Sima auf — 45 °C gesunken. In Irkutsk machte sich der das Klima mildernde Einfluß des gewaltigen Baikalsees bemerkbar. Trotz der großen Kälte, bei der sich der Atem der Menschen sofort als Reif auf Pelzkragen, Mütze, Augenbrauen und Wimpern absetzte, war die Angara nur am Ufer zugefroren, der Hauptteil des Flusses war offen und dampfte, als ob das Wasser kochte. Mit Ausnahme des letzten Tages meines Aufenthalts, an dem es weniger kalt war, waren die aus dem Wasser aufsteigenden Wolken so dicht, daß man

vom gegenüberliegenden Flußufer aus trotz schönsten Sonnenwetters nichts von der Stadt sehen konnte. In den Straßen herrschte andauernd Nebel, der in der Nähe des Stromes am stärksten war und sich überall als Rauhreif absetzte.

Ich erfuhr bald, daß der Dampferverkehr auf dem Baikalsee seit dem 9. Dezember eingestellt war.

In Irkutsk gab es ein chinesisches Konsulat, vor dem die vielfarbige chinesische Flagge wehte. Man sah auch ziemlich häufig Chinesen in der Stadt.

Am Abend des 18. Dezember fuhr ich mit der Bahn von Irkutsk ab und kam mitten in der Nacht in Maritui am Baikalsee an. Professor Schostakowitsch hatte mir gesagt, daß ich in dem dortigen kleinen Observatorium wohnen könne. Ich konnte dort aber doch nicht mitten in der Nacht erscheinen. So richtete ich mich in dem kleinen Warteraum des Stationsgebäudes häuslich ein und fand auch bald im Mondenschein den Wasserhahn für das heiße Wasser, den jede russische Bahnstation hat. Ich bereitete mir Tee und betrachtete die gewaltige stille Wasserfläche des Sees und den schneefunkelnden steilen Berghang, an dessen Fuß das Dörfchen Maritui liegt.

Nachdem es hell geworden war, ging ich mit einem Empfehlungsschreiben ausgerüstet zum Observatorium und fand dort freundliche Aufnahme. Das Observatorium diente meteorologischen und biologischen Beobachtungen. Es war sehr klein, aber es wurde doch gewissenhaft und ordentlich darin gearbeitet. Der Leiter erhielt nur 20 Rubel monatlich Gehalt, die er sich auch noch jedesmal in Irkutsk abholen mußte. Er war also auf Nebeneinnahmen, wie Aufnahme von Fremden zur Unterkunft angewiesen. Sein einziger Mitarbeiter war sein Sohn.

Maritui liegt an der berühmten Baikalseestrecke der sibirischen Bahn, ungefähr in der Mitte zwischen dem Ausfluß der Angara aus dem Baikalsee und der Südspitze des Sees. Überall liegt die Bahnlinie unmittelbar über dem Ufer und führt durch sehr viele Tunnels und Galerien und über Brücken. Steil ragen unmittelbar von den Schienen ab überall die Berge empor, und bei klarem Wetter sieht man auch den zackigen Chamar Daban am anderen Ufer des Südteils des Baikalsees. Der höchste Punkt dieses Gebirges ist 2100 Meter hoch. Nach Nordosten zu vereinigen sich Wasser und Himmel am Horizont. Der Baikalsee ist einer der größten und der tiefste See der Welt. Seine tiefste Stelle, die gewöhnlich mit 1523 oder 1447 Metern angegeben wird, die mir aber der Leiter des Observatoriums mit 1775 Metern angab, ist nicht weit von Maritui entfernt. Der Seeboden senkt sich vom Ufer aus sehr steil ab. Wegen seiner großen Tiefe enthält der Baikalsee eine ungeheure Wassermenge, die sich so langsam abkühlt, daß er gewöhnlich erst Mitte Januar zufriert. Während in Maritui Lufttemperaturen von  $-22^{\circ}\text{C}$  (morgens),  $-15^{\circ}\text{C}$  (mittags) und  $-21^{\circ}\text{C}$  (abends) herrschten und vorher schon eine

Kälte bis zu  $-32^{\circ}\text{C}$  gewesen war, hatte die Wasseroberfläche noch eine Temperatur von  $+2,3^{\circ}\text{C}$ . Wegen der Steilheit des Reliefs des Baikargebiets kommen hier häufig Erdbeben vor. In Maritui waren im Sommer 1926 allein zwei, die so stark waren, daß im Zimmer der Kalk von der Decke fiel. Im April 1925 ereignete sich am Baikalsee ein Erdbeben, als sich gerade die Seehundjäger auf dem Eise befanden<sup>1</sup>, das zerbrach. Viele Pferde und einige Menschen kamen um.

Mein Aufenthalt in Maritui war von herrlichem Wetter begünstigt. Der Name Maritui ist burjatisch. Marjó bedeutet „Pferd“ und Tui „Tal“. Also heißt Maritui „Das Pferdetal“. Ich lernte einige Einwohner des Ortes kennen, die sehr interessant von der Zeit der Besetzung durch die Japaner im Jahre 1919 erzählten und sich sehr darüber amüsierten, wie die Japaner damals gefroren hatten. Der Dorflehrer, ein sehr sympathischer Mensch, holte mich aus dem Observatorium in seine Wohnung herüber, wo seine Frau und einige seiner Freunde waren: zwei Polen und ein Georgier, außerdem noch eine Russin. Wir verbrachten den Abend in lebhaftester Unterhaltung; schließlich wurden viele schöne russische Volkslieder gesungen, die der Georgier auf seiner Gitarre begleitete. Der Lehrer schrieb mir einige Liedertexte auf; von ihm habe ich auch die Erklärung des Namens Maritui.

Am Abend des 20. Dezember fuhr ich mit der Eisenbahn von Maritui nach dem großen an der Südspitze des Sees liegenden Ort Sljudjanka. Nach einigem Suchen im Dunkeln fand ich einen Kutscher, einen Tataren, der mich nach einem sehr kleinen tatarischen „Hotel“ brachte, wo ich zwar nicht komfortabel, aber besser als im Observatorium von Maritui übernachtete. Mein Wirt war ein hellblonder blauäugiger Tatare, seine Frau war dagegen eine Vertreterin der vorderasiatischen Rasse: schwarze Haare, schwarze Augen und stark vorstehende Nase. Auf dem Hof hatte mein Wirt seiner verstorbenen Großmutter ein kleines Denkmal gesetzt.

Sljudjanka ist erst während des Baues der sibirischen Bahn entstanden, hat aber schon etwa 5000 Einwohner, meistens Russen. Es gibt hier zwanzig mohammedanische Häuser. Der Name kommt von dem russischen Wort Sljudá = Glimmer. Es wird nämlich bei Sljudjanka sehr viel davon gewonnen, außerdem ein radiumhaltiges Gestein. Der Ort hat zwei Fabriken. Auf den Straßen und Wegen konnte man ohne Mühe Glimmerstückchen finden.

An der äußersten Südwestspitze des Baikalsees liegt zwischen dem Ufer und den Bergen eine kleine Ebene und an deren südlichem Ende Sljudjanka, am nördlichen das Dorf Kultur. Sie wird durch einen niedrigen, aber steilen Felsrücken in

---

<sup>1</sup> Im Baikalsee lebt eine kleine Seehundart, „Nerpa“ genannt.

eine nördliche und eine südliche Hälfte geteilt. Der Felsrücken springt als „Schamanskij Kamen“ (Schamanenstein) in den See vor. Unmittelbar neben dem Schamanenstein mündet ein kleiner Fluß. Bei Sljudjanka fällt ein Berg durch seine schroffe Form auf. Ich ging an seinen Fuß heran und sah, daß der Fels dort ganz aus weißem und rosa Quarz bestand. Am späten Nachmittag fuhr mich der tatarische Kutscher nach Kultuk. Der See war noch ganz offen, aber das Ufer war völlig vereist, und auf diesem Eis am Ufer fuhren wir, teilweise auch auf dem eben erwähnten kleinen Fluß, der anscheinend sehr fest zugefroren war. Es lag so gut wie gar kein Schnee, aber auf dem blanken Eis kamen wir mit dem Schlitten rasch vorwärts. Uns wehte ein schneidender Wind entgegen. In Kultuk kehrte ich bei Dmitrij Sacharowitsch Gawrilow ein.

Mein Gastgeber war ein großer schlanker Mann mit sehr asiatischem Gesichtstypus, ein Anhänger des Sowjetregimes. Seine Frau gehörte sogar der Partei an. Bei ihnen wohnte ein ehemaliger „Besprisornik“, ein Junge von vielleicht zwölf Jahren, den sie an Kindes Statt angenommen hatten. Er hatte den eigenwilligen und selbständigen „Besprisornik-Charakter“: manchmal verschwand er spurlos und konnte erst nach tagelangem Suchen in einem anderen Dorf wieder gefunden werden, wo er sich mit dem Bemerken, seine Pflegeeltern hätten ihn hierher geschickt, bei Bekannten einquartiert hatte.

Der Ort Kultuk bestand ebenso wie Maritui nur aus Holzhäusern und war recht ausgedehnt. Er ist 1777 gegründet worden, liegt auch an der Bahnlinie, aber die Schnellzüge halten hier nicht.

Mein Aufenthalt in Kultuk dauerte vom 21. Dezember abends bis zum 25. morgens. Mit meinem sehr schweren Pelz beladen machte ich Spaziergänge auf den Schamanenstein und auf die Paßhöhe der Straße Irkutsk—Kultuk. Der zuletzt genannte Weg führte mich durch ein schönes bewaldetes Gebirgstal auf den Kultutschnaja Gora genannten Paß. Die Steigung auf diesem 5 bis 7 Kilometer langen Weg war sehr beträchtlich. Von der Höhe aus bot sich eine prächtige Aussicht auf die spitzen, schneefunkelnden Berge des Chamar Daban. Über dem See, den man in der Tiefe nur ahnen konnte, lag eine Dunstschicht. Nach Westen sah man über bewaldete Bergzüge von sanften, ruhigen Formen.

In Kultuk selbst wohnten nur Russen und einige Tataren. Ich sah aber auch Burjaten, die, in blaue und rosa Pelze gekleidet, hierher gekommen waren. Außerdem lernte ich einen Deutschen kennen, der in der Nähe von Kultuk mit seiner Familie wohnte und aus Kurland stammte. Er hieß Theodor Blümchen, war von großer, massiger Gestalt, hatte einen blonden Bart und eine sehr große Pelzmütze auf dem Kopf. Er war mir ein neuer Beweis dafür, daß man einzelne deutsche Kolonisten in

den nicht allzu dünn besiedelten Teilen Sibiriens fast überall antreffen kann. Deutsche Dörfer gibt es dagegen in den Gebieten um den Baikalsee herum nicht.

Einmal wurde mir auf dem Hofe eines Jägers in Kultuk ein lebender Zobel gezeigt, der im Oktober gefangen worden war und in einem Käfig zum Verkauf bereitgehalten wurde. Der Jäger selbst war auf der Jagd; seine Frau zeigte mir das kleine dunkelgraue Raubtier, das mich wütend anknurrte. Ein andermal sah ich im Hause des Jägerartels<sup>1</sup> verschiedene Zobel- und Eichhörnchenfelle. Die Unterschiede zwischen wertvollen und minderwertigen Fellen wurden mir genau erklärt und der Balg eines sibirischen Marders und der eines weißen Hasen gezeigt. Außerdem war da noch ein gefangenes sibirisches Eichhörnchen. Es sah anders aus als seine deutschen Artgenossen: es war grau, der Bauch weiß, Ohren, Schwanz und Füße schwarz.

Auf der Wasserfläche des Baikalsees waren viele Taucher. Der Baikal ist reich an Fischen; besonders erwähnenswert ist der „Omul“, eine Lachsart, die im See gefangen wird. Sie ist sehr schmackhaft. Im Sommer fangen die Kinder am Ufer kleine Fische von breiter Form mit der Gabel. Die Fische liegen unter Steinen und dienen den Hunden und Katzen zum Fraß. Das Wasser des Sees ist sehr klar, ebenso wie das der Angara.

Gern hätte ich noch eine Reise landeinwärts gemacht, um die Burjaten kennen zu lernen und wäre einmal mit einem einheimischen Jäger in die Wildnis hinausgezogen. Aber mein Geld begann zu Ende zu gehen, und mein Reiseprogramm war ja vollständig ausgeführt. So trat ich denn die Rückreise an.

## Zehntes Kapitel.

### Rückreise nach Moskau.

In der Frühe des ersten Weihnachtsfeiertages fuhr ich im Schlitten nach Sljudjanka. Mir begegneten einige Burjaten-schlitten, deren Lenker einen eigentümlichen Laut ausstießen, anscheinend, um die Pferde anzufeuern. Mit dem Expreszug ging es dann die herrliche Baikalsee entlang, auf der ich auf der Hinfahrt nachts gefahren war. Der Baikal zeigte sich zum Abschied in seiner ganzen Pracht; wundervoll war das Gebirge am anderen Ufer zu sehen. Das Südende des Sees war offen, aber bei Maritui war der Baikal in unabsehbarer Fläche zugefroren; das Eis war von Spalten durchzogen. Beim Ausfluß der Angara war wieder offenes Wasser. In dem zugefrorenen Hafen der Station Baikal lag der Eisbrecher „Angara“ neben einem großen Dock und dem Rumpf des riesigen in der Revolutions-

---

<sup>1</sup> Artél = Genossenschaft mit gemeinsamer Kasse, oft auch gemeinsamer Wohnung der Mitglieder.

zeit abgebrannten Eisbrecher-Trajekts „Baikal“, der früher die Eisenbahnzüge über den See transportiert hatte. Ich nahm hier Abschied vom Baikalsee mit dem heißen Wunsch, ihn einmal wieder zu sehen. Von hier ab fuhr der Zug unmittelbar am Ufer der Angara entlang. Der Strom war nicht zugefroren, hatte aber Eisgang, der um so stärker wurde, je weiter wir uns vom Baikalsee entfernten. Durch das klare Wasser hindurch konnte ich viele Eisschollen auf dem Grunde sehen. Wahrscheinlich lösten sie sich nachher vom Boden ab und schwammen davon. Ich erfuhr, daß die Angara am Tage vorher, am 24., die große Schiffsbrücke zerstört hatte, die in Irkutsk Stadt und Bahnhof verband und hörte auch, daß die ukrainischen Schauspieler, die ich in Omsk kennen gelernt hatte und die dann nach Tschita gefahren waren, vor etwa zwei Wochen weiter nach Osten gereist seien. In meinem Eisenbahnwagen war ein sibirischer Eingeborener, wahrscheinlich ein Burjate, in blauem Kleid, mit ganz gelbem Gesicht, kleinen Schlitzaugen und ziemlich langen schwarzen Haaren.

Mein nächstes Ziel war Krasnojarsk. Am 26. Dezember kam ich dort an. Ich bewohnte ein ganz gutes Zimmer im Hotel „Goldener Anker“. Mit der Paßverlängerung klappte es diesmal nicht; ich mußte die Angelegenheit auf Nowo Sibirsk verschieben. Gewaltigen Eindruck machte der fest zugefrorene Jenissei: er war außerordentlich breit, von Bergen begleitet, die auf der rechten Seite stellenweise bewaldet, auf der linken kahl waren. Im Strome selbst waren einige Inseln. Die Berge hatten mit Ausnahme eines spitzen Felsens auf der rechten Seite sanfte Formen. Über den Jenissei führt die große 900 Meter lange Brücke der sibirischen Bahn. Alles zusammen ergab ein schönes Landschaftsbild.

Krasnojarsk ist zwar keine Großstadt, aber doch bedeutend größer als Bijsk, fast so groß wie Barnaul. Es hatte im Dezember 1926 72 162 Einwohner. Der Hauptteil der Stadt liegt zwischen dem Jenissei und seinem Nebenfluß Katscha, auf einer ebenen Terrasse. Auf der anderen Stromseite sieht man eine viel höhere Terrasse. Die Berge auf der linken Seite des Tales sind aus rotem Sandstein mit einer roten Mergelschicht. Von dem Abhang, an dem die Stadt liegt, hat sie ihren Namen: „krasnyj“ bedeutet „rot“ und „jar“ bedeutet „Der steile Berghang“. Auf dem Berg, der der Stadt am nächsten liegt, steht ein Turm, gewissermaßen ihr Wahrzeichen. Die Straßen sind sehr regelmäßig schachbrettförmig angeordnet. Auf dem Hauptplatz stehen der recht schöne Dom und ein Lenindenkmal. Am Jenisseiufer sieht man ein eigenartiges Revolutionsdenkmal mit zwei Figuren gerade vor einem großen Bretterlager, und die Krasnojarsker sagen: „Die passen auf, daß hier das Holz nicht gestohlen wird.“ In der Nähe des Bahnhofs befindet sich eine große rauchgeschwärzte und von Kugeln durchlöchernte Kirche ohne die Kuppeln, die ein-

mal darauf gewesen sein müssen. Über ihrem Eingang liest man auf einem Schild: „Haus der Kultur. Kino.“ Dieses Kino war aber nicht in Betrieb. Es rentierte sich wohl nicht. Am 27. ging ich stromaufwärts, um etwas von dem Engtal des Jenissei zu sehen. Die Berge treten dort unmittelbar an das Flußufer heran, und der Strom selbst ist hier lange nicht so breit wie bei der Stadt. Ich kam an einer Stelle vorbei, an der ein Wasserfall zum Jenisseiufer abstürzt. Er war vollständig gefroren. Der südwestliche Teil von Krasnojarsk liegt auf einer Anhöhe. Von hier hat man einen schönen Überblick über Stadt und Strom.

Hier sah ich auch einen sehr guten kaukasischen Film und war auch einmal im Theater, in dem es nur Operetten gab. In meinem Hotel wohnte ein Deutscher, der erst kurze Zeit in Sibirien war und die Aufgabe hatte, das Elektrizitätswerk der Stadt in Ordnung zu bringen.

Vom 29. bis zum 30. Dezember fuhr ich von Krasnojarsk nach Nowo Sibirsk, wo ich mir mit Hilfe von Herrn Konsul Großkopf das auf vier Wochen befristete Ausreisevisum besorgen konnte und auf dem Konsulat sehr fröhlich Neujahr feiern half. Am Vormittag des 1. Januar 1927 verabschiedete ich mich von meinen hilfreichen Gastgebern in Nowo Sibirsk und begab mich zum Bahnhof. Dieser 1. Januar war ein ganz merkwürdiger Tag: um  $\frac{1}{2}$ 11 Uhr vormittags betrug die Temperatur  $+3^{\circ}\text{C}$ ! Es herrschte Tauwetter und, wie aus den Zeitungsberichten hervorging, nicht nur in Nowo Sibirsk, sondern in sehr großen Teilen Westsibiriens. Ich glaube, Tauwetter zu Neujahr ist in Sibirien wohl kaum vorher dagewesen! In Sibirien, in Rußland, auch in Deutschland haben mir viele Leute als ihren persönlichen Eindruck mitgeteilt, daß das Klima in den letzten Jahrzehnten ozeanischer geworden sei: die Sommer seien kühler und feuchter und die Winter milder geworden als vor etwa zwei Jahrzehnten.

Mit dem Expreßzug ging es nunmehr weiter gen Westen: über Omsk, Ischim, Tjumen, Swerdlowsk (das ehemalige Jekaterinburg), Perm, Wjatka, Bui, Danilow und Jaroslawl nach Moskau. Die Fahrt dauerte vom 1. Januar mittags 12 Uhr bis zur Mitternacht vom 4. auf den 5. Von Nowo Sibirsk bis kurz vor Jalutorowsk kamen wir immer durch die westsibirische Birkenwaldsteppe, von da an durch Wald. Über den Ural fuhr der Zug während der Nacht. Auf der Station Kungur wurden aus schönen uralischen Gesteinen angefertigte Gegenstände als Andenken feilgeboten. Die Stadt Perm machte vom Zuge aus einen vorteilhaften Eindruck. Hier ging es über die breite Kama. Zwischen Wjatka und Bui passierten wir die neben den Schienen liegenden Trümmer eines kürzlich entgleisten Güterzuges.

In Moskau quartierte ich mich zunächst in demselben Hotel „Jewropa“ ein, in dem ich im Sommer schon kurze Zeit gewohnt hatte. Ich erhielt aber bald Erlaubnis, in das „Haus der Gelehr-



ten" überzusiedeln. Im Hotel „Jewropa“ war im Erdgeschoß ein wahrscheinlich sehr teures Restaurant. Als ich aus dem Hotel auf die Straße trat, sprach mich ein gar nicht schlecht gekleideter Russe an: „Genosse, wollen Sie nicht mich Unglücklichen in das Restaurant einladen?“ Im „Haus der Gelehrten“ wohnte ich mit einem alten Arzt aus dem Kaukasus zusammen in einem Zimmer. Auf Wunsch dieses Arztes mußte das Fenster dauernd geöffnet sein, obwohl es sehr kalt war. Er hielt das für seine Gesundheit für absolut notwendig. Ein solcher Enthusiasmus für frische Luft ist aber durchaus unrussisch; dieser Arzt hatte einen deutschen Namen. Ich besuchte in Moskau Dr. Theodor Seibert, der mir an Hand vieler Bilder sehr interessant über seine Reisen nach dem Kaukasus, Turkestan und Sibirien erzählte. Er hat über diese Reisen Artikel in deutschen Zeitungen geschrieben und kannte auch einige deutsche Dörfer in der Gegend von Aul (zwischen Rubzowka und Semipalatinsk). Außer ihm und seiner Frau war an diesem Abend der amerikanische Journalist Knickerbocker anwesend, der mit seiner Frau auch Dr. Seibert besuchte. An einem anderen Abend besuchte ich Professor Zeiß, der zur Bekämpfung der Kamelpest im Auftrage der Sowjetregierung eine Reise in das Kirgisengebiet südlich des Uralgebirges unternommen hatte. Zweimal war ich im „Großen Theater“, das wegen seines Balletts weltberühmt ist. Das sehr große Gebäude wurde gerade zu der Zeit, als ich da war, erweitert. Der Zuschauerraum hat 4100 Plätze. Ich hörte hier Verdis Oper „Aida“ und sah mir eine Ballettaufführung an.

## Elftes Kapitel.

### Leningrad.

Nachdem in Moskau meine Angelegenheiten geregelt worden waren, fuhr ich vom 11. Januar abends bis zum 12. Januar vormittags mit dem Schnellzug nach Leningrad. Ich begab mich zum deutschen Generalkonsulat, um Grüße aus Nowo Sibirsk und Moskau auszurichten und fand dann Unterkunft im Deutschen Hospital, das auf der großen Newainsel Waßilij Ostrow liegt und dessen Leiter Dr. Karstens ein Königsberger ist.

Leningrad, das ehemalige Petersburg, hat durch Bürgerkrieg und Hungersnot und durch die Verlegung der Regierung nach Moskau einen furchtbaren Schlag erlitten, von dem es sich noch nicht erholt hat. Das Schicksal der Stadt spiegelt sich in der Entwicklung ihrer Einwohnerzahl wider:

Petersburg hatte i. J. 1916	. . . .	2 415 000	Einwohner
„ „ 1920	. . . .	722 000	„
„ „ 1923	. . . .	1 071 103	„
„ „ 1926 (am 17. 12.)		1 611 103	„

Was die Stadt durchgemacht hat, kann man heute noch teilweise an ihren Straßen und Gebäuden erkennen. Man hatte mir vorher von dem Grad der Zerstörungen und des Niederganges übertriebene Schilderungen gemacht. Deshalb war ich von dem Aussehen der Stadt anfänglich angenehm enttäuscht. Ja, auf dem Wege vom „Oktoberbahnhof“ bis zum deutschen Generalkonsulat, d. h. fast auf dem ganzen berühmten Newskij Prospekt und in einigen Straßen der inneren Stadt sah ich überhaupt nichts Zerstörtes. Der Newskij Prospekt heißt jetzt „Prospekt des 25. Oktobers“; die Leute gebrauchen aber immer noch den alten Namen, denn der neue ist viel zu lang. Als ich die Stadt dann aber in allen Teilen durchwanderte, sah ich doch viele Ruinen. Das „Litauische Schloß“, die großen Kasernen am „Boulevard Profsojusow“, das Gebäude des Bezirksgerichtes und viele große Wohnhäuser sind in den Revolutionskämpfen zerstört worden und stehen nun als ausgebrannte Ruinen da. Das Winterpalais, jetzt Palais der Kunst genannt, hat nicht mehr das große Gitter, mit dem es früher umgeben war. Die große Menge der gewaltigen Bauten Petersburgs ist jedoch unversehrt. Einen großartigen Eindruck macht vor allem der große Platz vor dem Winterpalais, auf dessen Mitte die Alexandersäule steht, wegen des einheitlichen Stils der Bauten, die ihn umgeben. Im ganzen genommen hat mir Leningrad sehr gefallen. Leider war es wegen der nördlichen Lage der Stadt nur kurze Zeit am Tage hell. Um 4 Uhr nachmittags war es schon immer völlig dunkel. Die Newa und die Arme ihres Deltas, ebenso der Finnische Meerbusen, soweit man ihn überblicken konnte, waren fest zugefroren. Es herrschte eine beträchtliche Kälte: am Morgen des 13. Januar zeigte das Thermometer — 25 Grad Celsius. Der Frost war der größeren Luftfeuchtigkeit wegen verhältnismäßig fühlbarer als in Sibirien.

In einer Hinsicht steht Petersburg nach wie vor vollständig auf der Höhe: in wissenschaftlicher Beziehung. Was ich hier in Museen fand, überragte an Reichhaltigkeit sogar die Moskauer. In dem riesigen „Russischen Museum“, dem ehemaligen Alexandermuseum, sah ich mir die neuere russische Malerei an und am nächsten Tage die ethnographische Abteilung. Von dem Umfang der letztgenannten Abteilung war ich geradezu erschlagen; leider war nur die Zeit der Helligkeit zu kurz. Die wohlgeordneten volkskundlichen Dinge, die ausgestellt waren, bezogen sich auf alle Teile der Sowjetunion, auch auf einige stammverwandte Völker der benachbarten Länder. Aus der Fülle des Gesehenen möchte ich nur eine besonders wertvolle Gruppe hervorheben: die Sammlung der von P. W. Koslow 1908/1909 in der „toten Stadt“ Chara Choto in der Mongolei ausgegrabenen Gegenstände. Ich besichtigte auch die weltberühmte Gemäldegalerie der Eremitage, die besonders reich an Gemälden von Rembrandt ist. Von den vielen Petersburger Kirchen besichtigte ich die beiden größten: Isaaks- und Kasaner Kathedrale. Die

Isaaks-Kathedrale ist 102 Meter hoch; ich bestieg die Kuppel dieses kolossalen Bauwerks und sah mir die Stadt von oben an. Da es dunstig war, hatte ich keine Fernsicht. Der Ausblick auf die zentralen Teile Leningrads war aber schon interessant genug. Besonders schön war er über die sehr breite zugefrorene Newa auf die Peter-Pauls-Festung, in deren Mitte wie eine vergoldete Nadel der Turm der Peter-Pauls-Kathedrale in den Himmel ragte. Mit 120 Meter Höhe überragte er noch meinen Standpunkt. Auf der anderen Seite lag das rote Granitgebäude der ehemaligen deutschen Botschaft zu meinen Füßen, in dem jetzt das deutsche Generalkonsulat ist. Es wurde erst 1912 erbaut; ursprünglich sollen große Statuen darauf gestanden haben. Bei Kriegsausbruch wurden sie, wie man mir erzählte, von den Russen herabgestürzt. In der Kasaner Kathedrale, die nach der Mutter Gottes von Kasan benannt ist, war, als ich sie betrat, gerade Gottesdienst. Am Eingang stand eine Reihe von Bettlern. Ein sehr würdig aussehender Geistlicher mit schmalen Gesicht und langem schneeweißem Bart leitete die heilige Handlung. Ein jüngerer Priester von hünenhafter Gestalt sang dazu mit gewaltiger Stimme. In dem mächtigen halbdunklen Raum klang der Gesang fast unheimlich; die Gläubigen verneigten und bekreuzigten sich immer wieder.

Von der Menge der großartigen Bauten Leningrads möchte ich nur noch die schöne große Moschee in der Nähe der Peter-Pauls-Festung erwähnen.

Im Verhältnis zur Größe der Stadt ist der Verkehr in den breiten geraden Straßen gering. Man merkt daran, daß Leningrad im Vergleich zu seiner baulichen und räumlichen Ausdehnung zu wenig Einwohner hat. Nur wenn man gerade bei Arbeitsschluß durch ein Fabrikviertel geht, trifft man große Menschenmengen auf den Straßen.

Eines Abends sah ich in dem großen Leningrader Filmpalast „Koloß“ ein gutes deutsches Stück. Nirgendwo anders habe ich ein Kino in so prachtvollen und vornehmen Räumen untergebracht gesehen. Anscheinend handelte es sich hier um irgendein ehemaliges Schloß. In dem „Akademischen Opern- und Ballettheater“, dem ehemaligen „Marientheater“, das sich an Größe und Pracht des Gebäudes und an Güte der Darbietungen mit dem „Großen Theater“ in Moskau messen kann, hörte ich Glinkas Oper „Ruslan und Ludmila“ und sah im „Großen dramatischen Staatstheater“ an der Fontanka eine ausgezeichnete Aufführung von Gogols „Revisor“.

Am 16. Januar fuhr ich nach Zárskoje Seló hinaus, um mir die dortigen großartigen Zarenpaläste anzusehen. Zárskoje Seló heißt auf deutsch „Zarendorf“. Es ist eine Stadt von 15 000 Einwohnern. Jetzt ist sie in Djetskoje Selo = „Kinderdorf“ umbenannt, weil dort eine Anzahl von Kinderheimen und Kindergärten eingerichtet worden ist. Das im 18. Jahrhundert im Ro-

kokostil erbaute Katharinenpalais in Zárskoje Seló ist das schönste Schloß, das ich kenne. Es liegt in einem großen Park. Von außen gesehen bot es den überwältigenden und unvergeßlichen Eindruck eines Bauwerks von vollendeter Stilreinheit. Der märchenhafte Zauber dieses Schlosses wurde noch erhöht durch die Stille und Einsamkeit, in der es lag. Die Pracht der Innenräume war unbeschreiblich. Es herrschte drinnen übrigens dieselbe Wintertemperatur wie im Freien. Ich besichtigte dann auch noch das in der Nähe liegende Alexanderpalais. Es ist in den Jahren 1792—1796 in klassischem Stil erbaut worden und diente seit 1905 der letzten Zarenfamilie als ständiger Aufenthalt. In diesem Schloß wurde der letzte Zar nach seiner Abdankung bis zu seiner Überführung nach Sibirien gefangen gehalten. Im Inneren des Palastes sieht man nirgends etwas, was mit dem ungeheuren Prunk des Katharinen Schlosses verglichen werden könnte. Die letzte Zarenfamilie scheint hier wie eine reiche Bürgerfamilie gelebt zu haben; sicherlich hat sogar mancher reiche Kaufmann sein Haus prunkvoller eingerichtet, als der letzte Zar sein Alexanderpalais. Ein ehemaliger Hofangestellter, der in diesem Schloß gedient hatte, führte die Besucher durch alle Räume und gab interessante Erläuterungen. Alle Räume und Gegenstände waren tadellos erhalten; z. B. standen im Kinderspeisezimmer auf dem Tisch die Gedecke für die fünf Kinder, so daß man denken konnte: jetzt klingelt der Diener, und der Thronfolger Alexei und die vier jungen Großfürstinnen kommen herein und setzen sich an den Tisch. Man hatte den Eindruck: hier war gestern noch das zaristische Hofleben und jetzt ist es ein-für allemal tot. Nach der Besichtigung dieser beiden größten unter den Schlössern von Zárskoje Seló ging ich bei beginnender Dunkelheit durch die Stadt. Sie ist ein sauberer und hübscher Villenort mit sehr viel Gärten. Als Residenz erhielt sie die Errungenschaften der modernen Zivilisation früher als alle anderen russischen Städte: 1837 wurde die erste Eisenbahn Rußlands von Petersburg hierher gebaut, und 1887 erhielt Zárskoje Seló als erster Ort auf dem europäischen Kontinent elektrische Beleuchtung.

Leningrad und Zárskoje Seló waren das letzte, was ich von Sowjetrußland sah. Man hat sich mir gegenüber verschiedentlich geäußert, das ehemalige Petersburg sei eine absterbende Stadt. Daß das nicht stimmt, ersieht man schon aus der Bevölkerungsentwicklung der letzten Jahre. Ich erwähnte schon, daß die Bedeutung der Stadt in wissenschaftlicher Hinsicht nicht gesunken ist. Aber sicher wird sich auch die früher so riesenhafte Industrie Petersburgs wieder heben, wenn die Industrialisierungsbestrebungen der Sowjetregierung sich erst mehr auswirken. Vor allem aber wird die Stadt immer ihre Bedeutung als „Fenster“ nach Europa hin und als russisches Ausfalls- und Eingangstor an der Ostsee behalten.

Am Vormittag des 20. Januar fuhr ich von Leningrad ab. Es ging durch die verschneite nordwestrussische Landschaft, an freundlichen kleinen Städten vorüber. Als der Zug in Pskow ankam, war es schon längst wieder dunkel. In Ostrow war bolschewistische Grenzkontrolle. Sie war viel gründlicher als bei der Einreise in die Sowjetunion. Mein ganzes Gepäck wurde vollständig ausgepackt und Stück für Stück untersucht, ebenso meine Briefftasche. Die Grenzbeamten machten ihre Sache wirklich sehr gewissenhaft. Die lettische Zollrevision war dagegen nachher in Ritupe schnell erledigt. Am nächsten Vormittag um 11 Uhr kam ich in Riga an. Ich hielt mich tagsüber dort auf, fuhr abends weiter und erreichte Königsberg am Vormittag des 22. Januar. Auf der ganzen Reise waren 17 928 Kilometer zurückgelegt worden, davon 14 961 mit der Eisenbahn, 1489 zu Schiff und 1478 Kilometer mit Wagen und Schlitten.

# Anhang.

**Übersicht über die deutschen Siedlungen in Sibirien  
zur Zeit der Volkszählung vom 17. Dezember 1926.**

(Aus: „Freie Flur. Deutscher Bauernkalender 1927“.  
Deutscher Staatsverlag, Pokrowsk an der Wolga.)

# 1. Verwaltungsgebiet Sibirien.

## Okrug Slawgorod:

### Rayon Snamenka:

Die mit \* bezeichneten Namen sind vom Verfasser hinzugefügt.

	Einw.		Einw.
1. Sajatschje . . . . .	424	20. Nikolskoje . . . . .	272
2. Olgino . . . . .	194	21. Beresowka . . . . .	66
3. Barskoje . . . . .	272	22. Krasnaja Dolina . . . . .	214
4. Marienfeld . . . . .	87	23. Lesnoje (Rosenwald*) . . . . .	213
5. Chutor Nadeshda . . . . .	45	24. Orłow . . . . .	254
6. Mirnowskij . . . . .	41	25. Djagelewka . . . . .	131
7. Malenkij . . . . .	186	26. Tschernjawka . . . . .	134
8. Kruglenkij (Alexanderheim*) 240		27. Sinje Osernoje (Schönsee*) 162	
9. Koltschanowka . . . . .	178	28. Tschertesh (Grünfeld*) . . . . .	259
10. Nowenkij . . . . .	280	29. Dworskoje (Rosenhof*) . . . . .	258
11. Alexejewka . . . . .	44	30. Jasnoje (Nikolaidorf*) . . . . .	234
12. Malyschewka (Blumental*) 192		31. Lugowoje . . . . .	222
13. Redkaja Dubrowa (Gnadenheim*) . . . . .	270	32. Petrowka (Lichtfelde*) . . . . .	260
14. Podsneshnoje (Blumenort*) 252		33. Dechtjarka (Schönwiese*) . . . . .	359
15. Krasnoje (Kleefeld*) . . . . .	255	34. Uglowoje . . . . .	132
16. Otrjadnoje (Liebental*) . . . . .	346	35. Tschistoje . . . . .	169
17. Rownopole (Ebenfeld*) . . . . .	301	36. Protassowa . . . . .	193
18. Alexandrowka . . . . .	281	37. Mirnoje (Friedensfeld*) . . . . .	248
19. Wyßokije Griwy <sup>1</sup> . . . . .	177	38. Nowo Romanowka (Heidelberg*) . . . . .	700

### Rayon Nowo Alexejewskij:

1. Podbosnowka . . . . .	1547	4. Kamyschenka . . . . .	552
2. Konstantinowka . . . . .	309	5. Marjanowka . . . . .	391
3. Woltschij Rakit . . . . .	263	6. Antonowka . . . . .	98

### Rayon Andrejewskij:

1. Alexej Newskij . . . . .	532	4. Luganskij . . . . .	665
2. Chutor Rodina . . . . .	221	5. Hoffental . . . . .	842
3. Krasnowskij . . . . .	605	6. Rosental . . . . .	536

### Rayon Slawgorod:

1. Kußak (Alexanderkron*) . . . . .	296	4. Chortitza . . . . .	298
2. Halbstadt . . . . .	451	5. Grischowka . . . . .	299
3. Schumanowka . . . . .	342	6. Karatal . . . . .	265

<sup>1</sup> In dem Bauernkalender steht irrtümlicherweise: „Wysokije Griby 1777 Einwohner.“

	Einw.		Einw.
7. Markowka . . . . .	336	26. Swonarjew Kut . . . . .	234
8. Stepnoje . . . . .	231	27. Granitschnoje . . . . .	434
9. Annowka . . . . .	159	28. WyBokij . . . . .	336
10. Dolinowka . . . . .	156	29. Kalischinka . . . . .	308
11. Suworowka . . . . .	219	30. Pjatiugolnyj . . . . .	261
12. Gnadental . . . . .	235	31. Jamburg . . . . .	300
13. Silberfeld . . . . .	164	32. Boslawino . . . . .	507
14. Nikolajewka (Scheitsche*) .	320	33. Olgino . . . . .	230
15. Saratowka . . . . .	325	34. Kiris . . . . .	390
16. Choroscheje . . . . .	474	35. Sholtenkoje (Schönfeld*) .	356
17. Polewoje (Schönau*) . . . .	151	36. Samsonowka . . . . .	239
18. Rosowka . . . . .	154	37. Udalnyj . . . . .	341
19. Michailowka . . . . .	246	38. Sabawnyj . . . . .	312
20. Baronsk . . . . .	307	39. Rosowka . . . . .	70
21. Zwetopolje . . . . .	388	40. Kana . . . . .	213
22. Tschernowka . . . . .	315	41. Jamka . . . . .	492
23. Kulanskij . . . . .	261	42. Samara . . . . .	211
24. Raigorodskij . . . . .	210	43. Chutor Samara . . . . .	126
25. Selenaja Dolina . . . . .	141		

#### Rayon Blagoweschtschensk :

1. Dolinowka . . . . .	249	10. Blagoweschtschensk . . . . .	347
2. Tschernjewka . . . . .	260	11. Jelisawetgrad . . . . .	392
3. Nikolajewka . . . . .	352	12. Mariupol . . . . .	220
4. Glijaden Nr. 1 . . . . .	231	13. Schöndorf . . . . .	468
5. „ Nr. 2 . . . . .	237	14. Kronstadt . . . . .	268
6. „ Nr. 3 . . . . .	264	15. London (Terekschi*) . . . .	324
7. „ Nr. 4 . . . . .	225	16. Hochheim . . . . .	267
8. „ Nr. 5 . . . . .	137	17. Andrejewka . . . . .	256
9. Iwanowka . . . . .	296	18. Tatjanowka . . . . .	265

#### Rayon Kljutschki :

1. Dschemandy . . . . .	102	5. Grigorjewka . . . . .	167
2. Ananjewka . . . . .	156	6. Jekaterinoslaw . . . . .	115
3. Markowka . . . . .	153	7. Sergejewka . . . . .	107
4. Jekaterinowka . . . . .	257		

#### Okrug Omsk :

##### Rayon Sosnowskij :

1. Priwalnoje (Warenburg*) . . .	671	14. Krutsch . . . . .	295
2. Trubezkoje . . . . .	488	15. Koschkarjewo . . . . .	122
3. Zwetnopolje (Blumenfeld*) . .	606	16. Pjataschnyj . . . . .	103
4. Poliwanowka . . . . .	15	17. Gauf (Hauf*) . . . . .	157
5. Rosa-Dolina . . . . .	273	18. Nikolajewka . . . . .	99
6. Usatschewskij . . . . .	6	19. Kara-Taschlyk . . . . .	19
7. Swonarewkut . . . . .	809	20. Troitzkoje . . . . .	85
8. Utschastok 866 . . . . .	3	21. Samarka . . . . .	12
9. Bobrowskij Semchos . . . . .	29	22. Sosnowka (Schilling*) . . . .	972
10. Bok-Basar . . . . .	26	23. Nowinka . . . . .	573
11. Selenopolje (Grünfeld*) . . .	392	24. Lechner . . . . .	95
12. Kischkine-Tomboi . . . . .	244	25. Metzler . . . . .	37
13. Selenopolskij Otrub . . . . .	104	26. Geraßimowka . . . . .	65



	Einw.
27. Alexandrowka . . . . .	1676
28. Popowka (Jost*) . . . . .	470
29. Mirnaja Dolina (Friedenstal*)	403

	Einw.
30. Putinzewo . . . . .	87
31. Werchne-Korbusch . . . . .	134
32. Sowchos Nr. 23 . . . . .	11

### Rayon Ljubinskij:

1. Sharapowo . . . . .	127
2. Petrowka . . . . .	89
3. Babailowka . . . . .	222
4. Smoljanowka . . . . .	399
5. Alexejewka . . . . .	122
6. Dik . . . . .	39
7. Koraganowka . . . . .	60
8. Mokry . . . . .	72
9. Pomogajewka . . . . .	489
10. Kotschki . . . . .	167
11. Protopopowka . . . . .	305
12. Rybnoje . . . . .	153
13. Rownaja Poljana . . . . .	199
14. Schmunk . . . . .	13
15. Tarlyk . . . . .	415
16. Wino . . . . .	33
17. Matis . . . . .	11
18. Orlowka . . . . .	92
19. Rebrowka . . . . .	192
20. Tesmann . . . . .	56
21. Tschugrejewka . . . . .	124
22. Tschunajewka . . . . .	166
23. Waßiljewskij . . . . .	79
24. Lind . . . . .	26
25. Dosen . . . . .	23
26. Soglaßije . . . . .	59
27. Beljajewskij . . . . .	110
28. Samoljetkowskij . . . . .	88
29. Kwasowskij . . . . .	130

30. Kasanzewskij . . . . .	191
31. Masljanowka . . . . .	155
32. Ulrich . . . . .	58
33. Fjodorowka . . . . .	300
34. Alexandrowka . . . . .	50
35. Krasnyj Plug . . . . .	50
36. Nowo-Scharapowo . . . . .	134
37. Staro-Scharapowo . . . . .	149
38. Gammer . . . . .	31
39. Dederer . . . . .	13
40. Dorochow . . . . .	12
41. Kemler . . . . .	22
42. Kelj . . . . .	26
43. Nowopolskij . . . . .	32
44. Okel . . . . .	24
45. Pachomowka . . . . .	56
46. Priwetny . . . . .	19
47. Tschukrejewka . . . . .	69
48. Primornoje . . . . .	26
49. Wiens . . . . .	24
50. Janzen . . . . .	19
51. Smoljanowka . . . . .	165
52. Mosljanowka . . . . .	115
53. Orlowka . . . . .	63
54. Tschunajewka . . . . .	41
55. Maties . . . . .	14
56. Teßmann . . . . .	37
57. Tschernosubow . . . . .	10
58. Priwetnoje . . . . .	19

### Rayon Moskalkenki:

1. Grigorjewka . . . . .	24
2. Alexanderstraße . . . . .	126
3. Hartmann . . . . .	22
4. Halbstadt . . . . .	251
5. Klaus . . . . .	114
6. Refeld . . . . .	68
7. Rann . . . . .	63
8. Fjodorowka . . . . .	70
9. Fuchs . . . . .	105
10. Miroljubowka . . . . .	180
11. Neu-Alexandr. . . . .	147
12. Raimer . . . . .	16
13. Rosenhof . . . . .	31
14. Beresowka . . . . .	8
15. Bogunowka . . . . .	90
16. Grjasnowka . . . . .	109

17. Dobroje Pole . . . . .	99
18. Jekaterinowka . . . . .	136
19. Kornejewka . . . . .	143
20. Peters . . . . .	35
21. Bok . . . . .	50
22. Marienfeld . . . . .	261
23. Nowo-Popowka . . . . .	331
24. Utschastok 37 . . . . .	125
25. Kraft . . . . .	95
26. Krasnoßelskoje . . . . .	450
27. Rabe . . . . .	15
28. Reinfeld . . . . .	201
29. Neu-Alexejewsk . . . . .	325
30. Hert . . . . .	13
31. Jost . . . . .	66

### Rayon IBylj-Kulj:

	Einw.		Einw.
1. Apollonowka . . . . .	51	16. Vooth . . . . .	19
2. Beresowka . . . . .	28	17. Apollonowka . . . . .	69
3. Podkowyrowka . . . . .	37	18. Podkowyrowka . . . . .	81
4. Tiger-Weide . . . . .	192	19. Wall . . . . .	47
5. Nowo-Polje . . . . .	42	20. Becker . . . . .	55
6. Sowchos Nr. 13 . . . . .	17	21. Ksenewka . . . . .	13
7. Orlowka . . . . .	10	22. Ulendikul . . . . .	17
8. Losowo . . . . .	18	23. IBylj-Kulj . . . . .	128
9. Ljubimowka . . . . .	64	24. Putschkowo . . . . .	180
10. Fjodorowka . . . . .	60	25. Margenau . . . . .	174
11. Haag . . . . .	23	26. Iwanowka . . . . .	80
12. Rosenport . . . . .	61	27. Nikolaipol . . . . .	130
13. Solnzewka . . . . .	94	28. Hoffnungstal . . . . .	162
14. Petrowka . . . . .	105	29. Rosowka . . . . .	57
15. Wodjanoje . . . . .	88	30. Nadeshdowka . . . . .	48

### Rayon Borodinowski:

1. Maijorskij . . . . .	206	11. Kremlewskij . . . . .	99
2. Tschutschkino . . . . .	279	12. Klassenberg . . . . .	54
3. Iwanowka . . . . .	164	13. Kraimionowka . . . . .	28
4. Lukinskij . . . . .	38	14. Orlow . . . . .	78
5. Morosowski . . . . .	63	15. Iwanowka . . . . .	61
6. Oßipowka . . . . .	196	16. Dewjaterikawka . . . . .	28
7. Bekera . . . . .	26	17. Trussowka . . . . .	83
8. Djewjatiwirowko . . . . .	145	18. Borodinsk . . . . .	8
9. Trosowka . . . . .	181	19. Chaldejewka . . . . .	54
10. Cholodajewka . . . . .	62		

### Rayon Kalatschinskij:

1. Makarenko . . . . .	12	4. Kirjanowka . . . . .	170
2. Neu-Revel . . . . .	14	5. Pawlowka . . . . .	230
3. Neu-Riga . . . . .	163		

### Rayon Atschairskij:

1. Hollert . . . . .	27	5. Maihefer . . . . .	16
2. Lechner . . . . .	21	6. Flemmer . . . . .	20
3. Koslowski . . . . .	55	7. Semenowka I . . . . .	727
4. Mühlberg . . . . .	52	8. Semenowka II . . . . .	109

### Rayon Jelanskij:

1. Chortitza . . . . .	140	3. Shurawljewka . . . . .	201
2. Pawlowka . . . . .	53	4. Atschair . . . . .	30

### Rayon Pawlograd:

1. Litowo-Kut . . . . .	125	2. Pawlograd . . . . .	20
-------------------------	-----	------------------------	----

### Rayon Krestinskij:

1. Sewernyj . . . . .	25	3. Solotuchinka . . . . .	282
2. Alexejewka . . . . .	11	4. Jermakowski . . . . .	34

### Rayon Odessa:

	Einw.		Einw.
1. Shelanowka . . . . .	17	4. Prischib (Romanowka*) . . . . .	320
2. Shitomir . . . . .	11	5. Serebropolje (Silberfeld*) . . . . .	166
3. Pobotschnoje . . . . .	1282		

### Rayon Boribowski:

1. Krasnojarka . . . . .	548	4. Neu-Skorowka . . . . .	579
2. Jablonowka . . . . .	217	5. Archirejewka . . . . .	107
3. Kontschinsk . . . . .	52	6. Gribanowka . . . . .	128

### Rayon Kormilowsk:

1. Fominka . . . . .	362
----------------------	-----

### Okrug Rubzowka:

#### Rayon Lokotj:

1. Blumental (Noworossijskij*) . . . . .	396	3. Samara (Dönhof) . . . . .	926
2. Saratow . . . . .	543		

### Okrug Barabinsk:

#### Rayon Kupino:

1. Orlowo . . . . .	310	4. Pogranitschnoje . . . . .	143
2. Antonowka . . . . .	210	5. Blumenfeld . . . . .	320
3. Nikolajewka . . . . .	82	6. Neufeld . . . . .	80

### Okrug Tatarsk:

#### Rayon Barabinsk:

1. Neudatschnoje . . . . .	} 320
2. Krasnopolje . . . . .	
3. Beresowka . . . . .	
4. Chlenowka . . . . .	
5. Liwanowka . . . . .	

## 2. Kasakische Autonome Sozialistische Räte-Republik (Kasakstan).

### Okrug Kustanai:

#### Ujesd Adajewsk:

#### Wolostj Pawlowskaja:

1. Wikentjewskij . . . . .	547	4. Marinowskij . . . . .	377
2. Smailowskij . . . . .	315	5. Walentinowskij . . . . .	149
3. Neljubinskij . . . . .	660		

#### Wolostj Komolinskaja:

1. Akkulschik . . . . .	95
-------------------------	----

#### Wolostj Peschkowskaja:

1. Besobrasowskij . . . . .	466
-----------------------------	-----

#### Wolostj Aleschinskaja:

1. Woskreßenskij . . . . .	933	4. Chramskij . . . . .	157
2. Schischkowskij . . . . .	159	5. Nadeshdenskij . . . . .	1317
3. Surikowskij . . . . .	223		

**Wolostj Denisowskaja :**

	Einw.		Einw.
1. Schurkuljkuljskij . . . . .	329	4. Stepnoi . . . . .	353
2. BeBarabskij . . . . .	180	5. Pridoroshnyj . . . . .	419
3. Tschebendokskij . . . . .	418	6. Schukubaljskij . . . . .	150

**Wolostj Satobolje :**

1. Osernyj . . . . .	900	3. Semenowskij . . . . .	715
2. Timinskij . . . . .	305		

**Wolostj Fjodorowskaja :**

1. Alexandertal . . . . .	287
---------------------------	-----

**Gouvernement Akmolinsk :**

**Ujesd Petropawlowsk :**

**Wolostj Trudowaja :**

1. Peterfeld . . . . .	450	5. Friesenowskij . . . . .	156
2. Skworzowo . . . . .	168	6. Baranowskoje . . . . .	173
3. Furmannskij . . . . .	175	7. Alexandrowka . . . . .	180
4. Asanowo . . . . .	180		

**Wolostj Internationalnaja :**

1. Katanajewo . . . . .	190	2. Ledinowka . . . . .	142
-------------------------	-----	------------------------	-----

**Wolostj Bulajewskaja :**

1. Alexandrowskij . . . . .	252	2. Chersonowka . . . . .	200
-----------------------------	-----	--------------------------	-----

**Wolostj Dobrowoljskaja :**

1. Rosowka . . . . .	204
----------------------	-----

**Wolostj Leninskaja :**

1. Tonkoschurowka . . . . .	485
-----------------------------	-----

**Wolostj Obraszowaja :**

1. Nowousensk . . . . .	741
-------------------------	-----

**Usjesd Koktschetaw :**

**Wolostj Krasnoarmejskaja :**

1. Kellerowka . . . . .	525	4. Nowodworowka . . . . .	381
2. Ljubimowka . . . . .	253	5. Linejewka . . . . .	701
3. Rosowka . . . . .	260		

**Wolostj Sowetskaja :**

1. Nemezkoje . . . . .	357	2. Karamyschewka . . . . .	427
------------------------	-----	----------------------------	-----

**Wolostj Akan-Burlakskaja :**

1. Sokologorowka . . . . .	217
----------------------------	-----

**Ujesd Atbassar :**

**Wolostj Proletarskaja :**

1. Luxemburg . . . . .	212
------------------------	-----

**Wolostj Sozialistitscheskaja :**

1. Tschurumbaj . . . . .	133
--------------------------	-----

**Ujesd Akmolinsk:**  
**Wolostj Rewoljuzionnaja:**

	Einw.		Einw.
1. Roshdestwenskoje . . . . .	950	3. Krasnojarskoje . . . . .	207
2. Romanowskoje . . . . .	1045	4. Dschan Kutuk . . . . .	112

**Wolostj Objedinennaja:**

1. Majorowskoje . . . . .	1100	3. Sarepta . . . . .	265
2. Baronskoje . . . . .	604		

**Wolostj Promyschlennaja:**

1. Dolinskoje . . . . .	1869	6. Krasnokutskoje . . . . .	316
2. Wolynskoje . . . . .	104	7. Krestowskoje . . . . .	234
3. Nowousenskoje . . . . .	212	8. Nowokronstadtskoje . . . . .	535
4. Saratow . . . . .	105	9. Woljskoje . . . . .	313
5. Samarkandskoje . . . . .	748		

**Wolostj Kommunistitscheskaja:**

1. Pawlowskoje . . . . .	685	2. Granitowskoje . . . . .	73
--------------------------	-----	----------------------------	----

**Gouvernement Semipalatinsk:**

**Ujesd Pawlodar:**

**Wolostj Urlutjupskaja:**

1. Miltiadi (Sow.-Wirtschaft Nr. 4) . . . . .	28
--	----

**Wolostj Pestschanaja:**

1. Tschernojarskoje . . . . .	618
	(gemischt)

**Wolostj Wolodarskaja:**

1. Drushkowskoje . . . . .	269	5. Domninskoje . . . . .	259
2. Rajewskoje . . . . .	178	6. Tschistopolskoje (Reinfeld*)	246
3. Saborowskoje . . . . .	153	7. Miloradowskoje . . . . .	185
4. Sofijewskoje (Friedensfeld*)	204	8. Nadarowskoje . . . . .	241

**Wolostj Perwomaiskaja:**

1. Akimowskoje . . . . .	190	7. Rownopolskoje . . . . .	276
2. AnastaBjewskoje . . . . .	92	8. Fjedotowskoje . . . . .	271
3. BoriBowskoje . . . . .	173	9. Konstantinowskoje . . . . .	265
4. Luganowskoje . . . . .	246	10. Beresowskoje . . . . .	138
5. Olginskoje . . . . .	233	11. Nataljinskoje . . . . .	200
6. Rosowskoje . . . . .	320	12. Galinkowskij Chutor . . . . .	117

**Wolostj Orłowskaja:**

1. Kos-Kuduk . . . . .	213
------------------------	-----

**Wolostj Irtyschskaja:**

1. Irtysch (Krasnyj Jar) . . . . .	2948
------------------------------------	------

**Wolostj Nowo-Iwanowskaja:**

1. Nowo-Iwanowskoje . . . . .	322	4. Nikitowskoje . . . . .	127
2. Awwakumowskoje . . . . .	369	5. Wladimirskoje . . . . .	150
3. Tichonowskoje . . . . .	209	6. Priwetninskoje . . . . .	54

	Einw.		Einw.
7. Ljubomirowskoje . . . . .	205	9. Tschistopol Chutor . . . . .	55
8. WaBiljewskoje . . . . .	150		

Wolostj Pawlodarskaja:

1. Markowskaja Sajomka . . . . .	152	3. Deutscher Chutor Nr. 2 . . . . .	103
2. Kol. Nr. 1 Chutor . . . . .	147		

Ujesd Semipalatinsk:

Wolostj Schemonojewskaja:

1. Prugerowo . . . . .	75	3. Amerika . . . . .	109
2. Kennikowo . . . . .	153	4. Garkunowskaja . . . . .	196

Wolostj Borodulichinskaja:

1. Marienburg (Rymki*) . . . . .	1184	6. Friedental . . . . .	340
2. Iwanowskoje (Hanowka*) . . . . .	266	7. Sosnowskoje . . . . .	332
3. Alexanderpol . . . . .	237	8. Orlowskoje . . . . .	364
4. Matwejewskoje . . . . .	218	9. Chutorskoje . . . . .	178
5. Neudorf . . . . .	223	10. Peremenowskoje . . . . .	1057

Wolostj Solotucha:

1. Amerika . . . . .	236	2. Schenkelschutor . . . . .	89
----------------------	-----	------------------------------	----

Wolostj Abakanskaja:

1. Nikolajewsk . . . . .	749	2. Schönfeld . . . . .	174
--------------------------	-----	------------------------	-----

Wolostj Golbinskaja:

1. Rakitow-Klutsch . . . . .	106	2. Alexandrowsk . . . . .	318
------------------------------	-----	---------------------------	-----

Ujesd Ustj-Kamenogorsk:

Wolostj Predgornenskaja:

1. Tschudakowskoje . . . . .	203
------------------------------	-----

Wolostj Leninskaja:

1. Jekaterinowskij Chutor . . . . .	76	2. Ldw. Farm . . . . .	18
-------------------------------------	----	------------------------	----

Wolostj Proletarskaja:

1. Suchaja Balka . . . . .	280	4. Dubyr . . . . .	244
2. Poretschenskoje . . . . .	88	5. Selonnoje . . . . .	401
3. GeraBimowskoje . . . . .	150		

**3. Okrug Tscheljabinsk.**

Rayon Jetkulsk:

1. Pogudino . . . . .	77	2. BelouBowo . . . . .	35
-----------------------	----	------------------------	----

Rayon Kotscherdyk:

1. Nikolajewka . . . . .	52	3. Jepaneschnikowa . . . . .	80
2. Moisejewka . . . . .	73		

Rayon Ust-Uiskij:

1. Baschkurowo . . . . .	78	2. Golaja Sopka . . . . .	48
--------------------------	----	---------------------------	----

Rayon Tscheljabinsk:

1. Nemezki . . . . .	78	2. Kasper . . . . .	45
----------------------	----	---------------------	----

### Rayon Tschudinowo:

	Einw.		Einw.
1. Barsutschje . . . . .	235	3. Kotschkowato 2 . . . . .	145
2. Krugloje . . . . .	43		

### Rayon Jalanskij:

1. Mawlutowka . . . . .	237	2. Japak . . . . .	82
-------------------------	-----	--------------------	----

## 4. Gouvernement Orenburg.

### Ujesd Orenburg:

#### Wolostj Uranskaja:

1. Chortiza . . . . .	305	13. Stepanowka . . . . .	242
2. Petrowka . . . . .	377	14. Dobrowka . . . . .	286
3. Kanzerowka . . . . .	268	15. Alisowoje . . . . .	208
4. Nikolajewka . . . . .	255	16. Kamyschewoje . . . . .	214
5. Fjodorowka . . . . .	242	17. Tscherno-Osjernoje . . . . .	134
6. Djejewka . . . . .	333	18. Seljenoje . . . . .	203
7. Kamenka . . . . .	383	19. Pogornoje . . . . .	25
8. Romanowka . . . . .	267	20. Pretoria . . . . .	256
9. Dolinowka . . . . .	304	21. Ljubimowka . . . . .	53
10. Kitschkas . . . . .	258	22. Suworowka . . . . .	204
11. Kubanka . . . . .	158	23. Karaguj . . . . .	210
12. Klubnikowo . . . . .	268	24. Rodnitschnoje . . . . .	227

## Benützte Literatur.

### a) Allgemeines:

- Radò, A.: Führer durch die Sowjetunion. Gesamtausgabe. XCII + 898 S. Berlin 1928. Neuer Deutscher Verlag.
- Schultz, Arved: Sibirien. Eine Landeskunde. VIII + 212 + 34 S. Breslau 1923. Ferd. Hirt.
- Schultz, Arved: Sibirien; in: Das Erdbild der Gegenwart, herausg. von Walter Gerbing, S. 52—75. Leipzig 1927. List und v. Bressensdorf.
- Lautensach, Hermann: Länderkunde. Ein Handbuch zum Stieler; Abschnitt: Sibirien, S. 446—455. Gotha (1926). Justus Perthes.
- Asiatskaja Rossija. Isdanije pereselentsch. upravlenija glawn. upr. semleustroistwa i semledelija. 3 Bände: VIII + 576 + II S.; 638 + II S.; CLV S. (Registerband). Petersburg 1914.
- Wsja Sibirj so wkljutschenijem Uraljskoi oblasti. Sprawotschnaja i adresnaja kniga na 1925/26. Moskau 1925.

### b) Das Deutschtum in Sibirien:

- Schmid, Edmund: Die deutschen Kolonien in Sibirien und Mittelasien. In: Schriften zum Selbstbestimmungsrecht der Deutschen außerhalb des Reiches, Nr. 7. 14 S. Berlin 1919. Verein für das Deutschtum im Ausland.
- Meyer, Th.: Nach Sibirien im Dienste der evangelisch-lutherischen Kirche. 203 S. Dresden und Leipzig 1927. C. Ludwig Ungelenk.
- „Freie Flur.“ Deutscher Bauernkalender 1927; statistischer Teil: Verzeichnis der deutschen Siedlungen in der Union d. S. R.-R., S. 79—126. Deutscher Staatsverlag „Nemgosisdat“, Pokrowsk a. W. 1926.
- Spiski naseleennyh mest po Omskomu okrugu. 305 S. Isdanije Omskogo okrastbjuro. Omsk 1925.
- Itogi demografitscheskoi perepisi 1920 goda po Omskoi gubernii. 107 S. Isdanije Omskogo gubstastbjuro. Omsk 1923.

### c) Literatur über einzelne Teile der berelsten Gebiete Sibiriens:

#### 1. Reisebeschreibungen:

- Finsch, O.: Reise nach West-Sibirien im Jahre 1876. XV + 663 S. Berlin 1879. E. Wallroth.
- Nansen, Fridtjof: Sibirien, ein Zukunftsland. X + 383 S. 2. Aufl. Leipzig 1916. F. A. Brockhaus.

#### 2. Physisch-geographische Schriften und Aufsätze:

- Semenow, W. F.: Kratkij otscherk rastitel'nosti Omskoi gubernii; in: Isw. sapadno-sibirskogo otd. russk. geogr. obschtsch., Bd. IV, Lief. 1, S. 13—46. Omsk 1924.
- Krylow, P. N.: K woprosu o kolebanii granizy meshdu lesnoi i stepnoi oblastjami; in: Trudy botanitschesk. museja Imp. akad. nauk, Lief. 14. Petersburg 1915.



Krot, M. I.: Taldinskije peschtschery; in: Isw. sapadno-sibirskogo otd. russk. geogr. obschtsch., Bd. V, S. 119—128. Omsk 1926.

Halbfaß, W.: Die abnorm hohe Temperatur des Flusses Angara; in: Peterm. Mitt 1927, Heft 11/12, S. 325. Gotha 1927. Justus Perthes.

### 3. Bevölkerung, Wirtschaft, Verkehr:

Buschan, Georg: Illustrierte Völkerkunde, Bd. II: Australien und Ozeanien, Asien; Abschnitte: Nordasien, S. 276—341, und Mittelasien, S. 341 bis 365. 2. und 3. Aufl. Stuttgart 1923. Strecker & Schröder.

Karutz, R.: Die Völker Nord- und Mittelasiens. 120 S. Stuttgart 1925. Franckh'sche Verlagshandlung.

Essén, Rütger: Zwischen der Ostsee und dem Stillen Ozean. 335 S. Frankfurt a. M. 1925. Frankfurter Societäts-Druckerei.

Seraphim, Hans Jürgen: Die ländliche Besiedlung Westsibiriens durch Rußland. Dissertation (ungedruckt, VIII + 308 S.).

Saposhnikow, W. W.: Puti po russkomu Altaju. Text 166 S. 2. Aufl. Nowo Sibirsk 1926. Sibkraisdat.

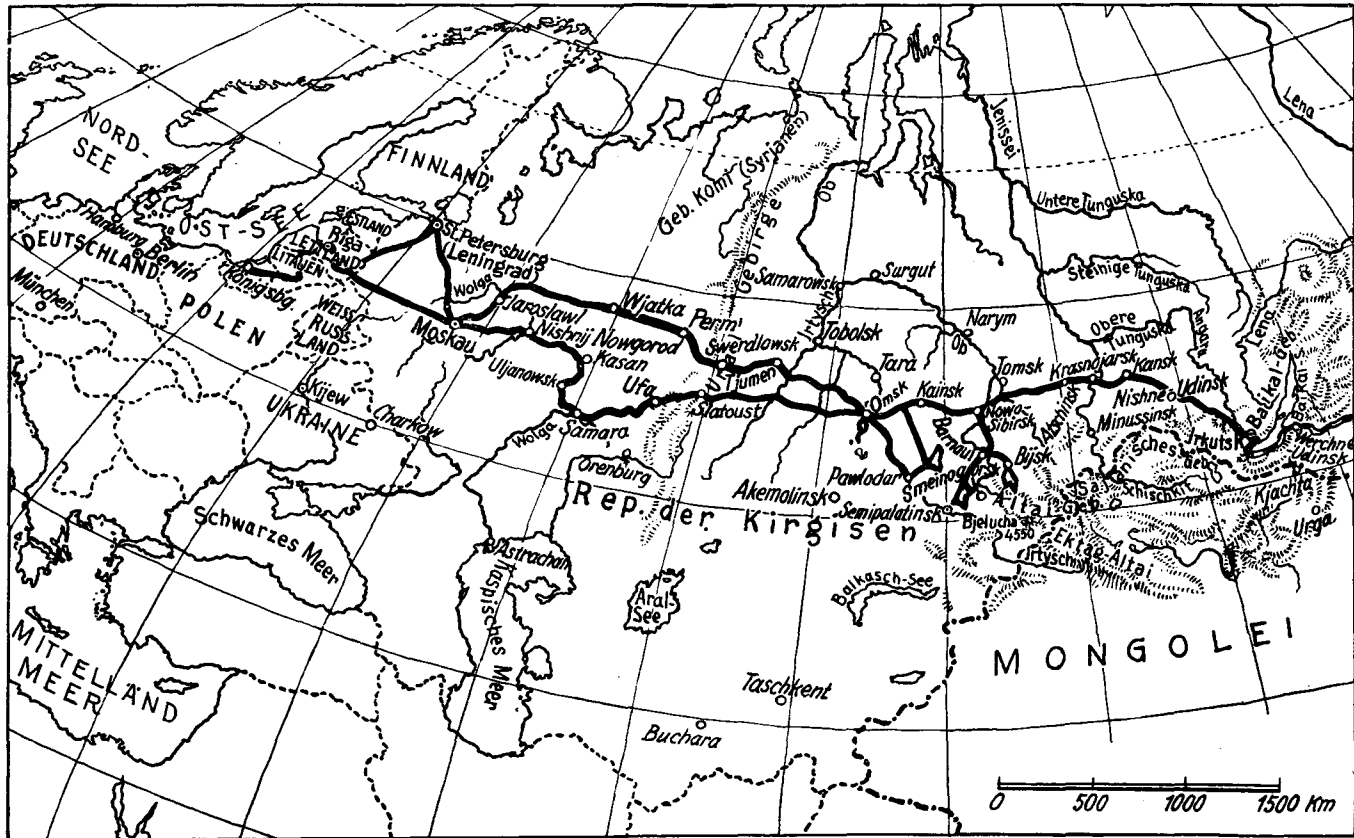
### d) Karten und Atlanten:

Atlas Asiatskoj Rossii. Isdanije pereselentsch. uprawlenija glawn. upr. semleustroistwa i semledelija. 71 Kartenblätter. Petersburg 1914.

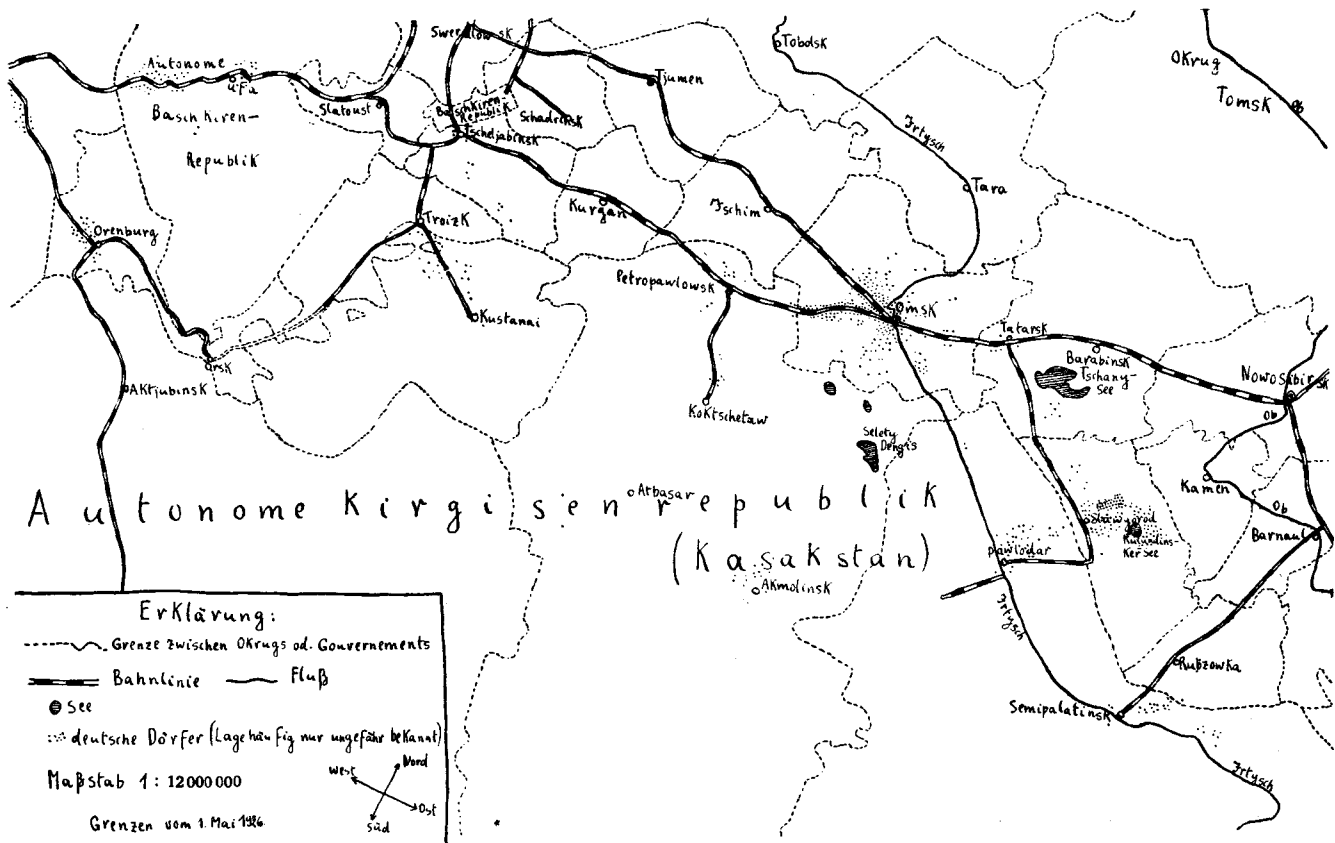
Spezialnaja 10 w. karta Sapadnoi Sibiri. Blätter 35—41, 45—51, 55—61, 66—71, 77—81 und 87—89 (1 : 420 000). Litografija kartografitscheskogo otd. korp. wojennyh topogr. Moskau.

Karta jushnoi pograntschnoi polosy Asiatskoj Rossii. Blätter III, IV, V und VI (1 : 1 680 000). Isdanije korpusa wojennyh topografow.

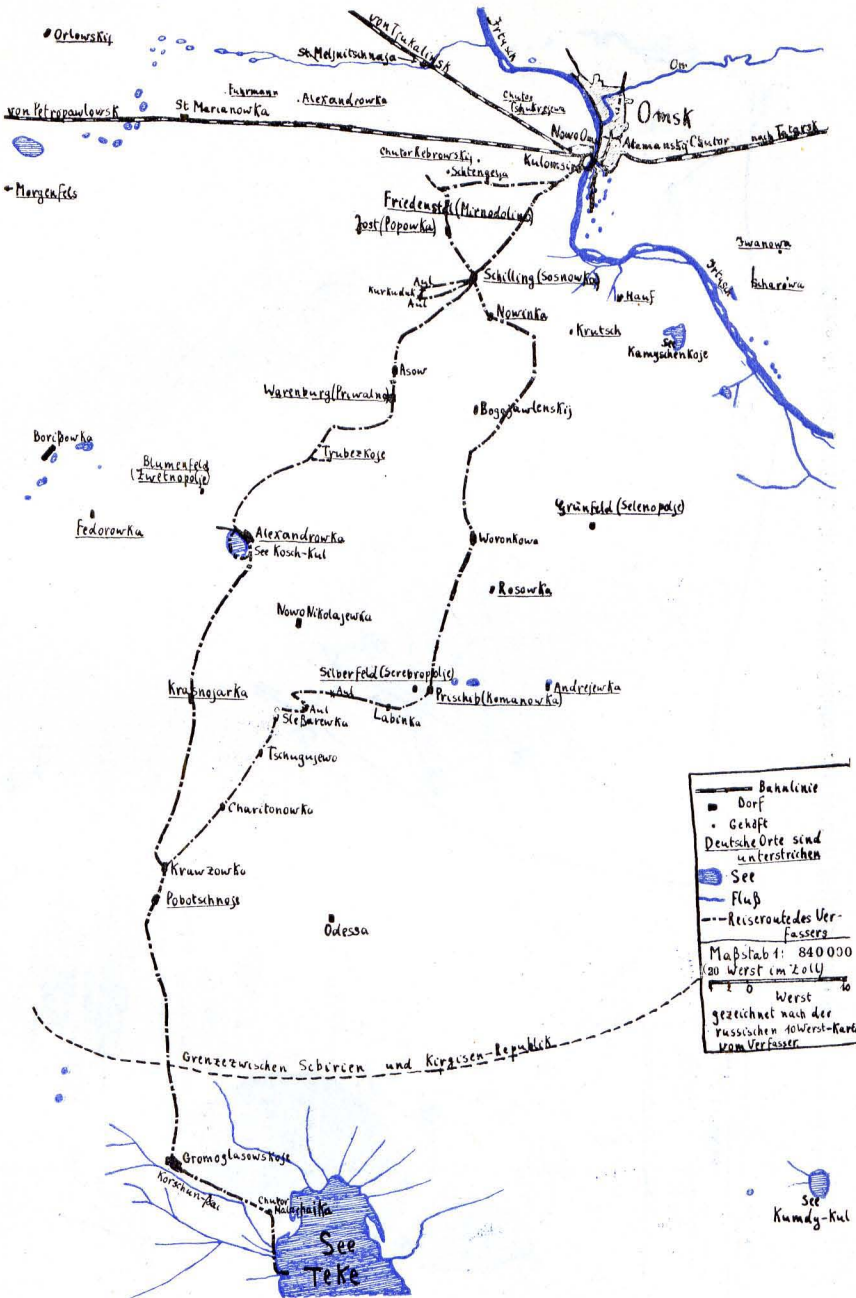
Karta Sojusa S. S. R. Administratiwnoje delenije na 1. maja 1926 g. 2 Blätter (1 : 6 000 000). Sostawl. i isdana kartoisdateljstw. nar. kom. wnutr. del R. S. F. S. R.



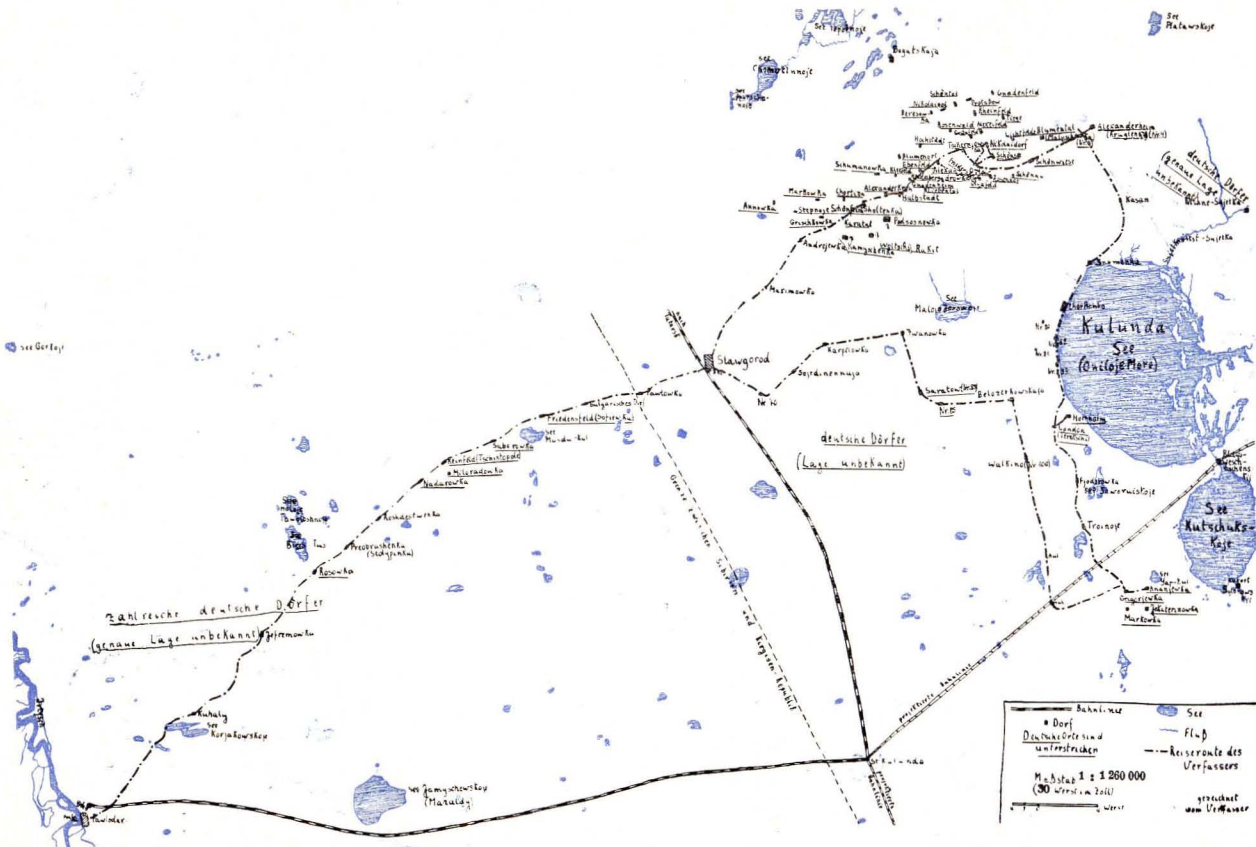
Karte 1: Übersichtskarte mit Reiseroute des Verfassers (—).



Karte 2: Die deutschen Siedlungen in Westsibirien.



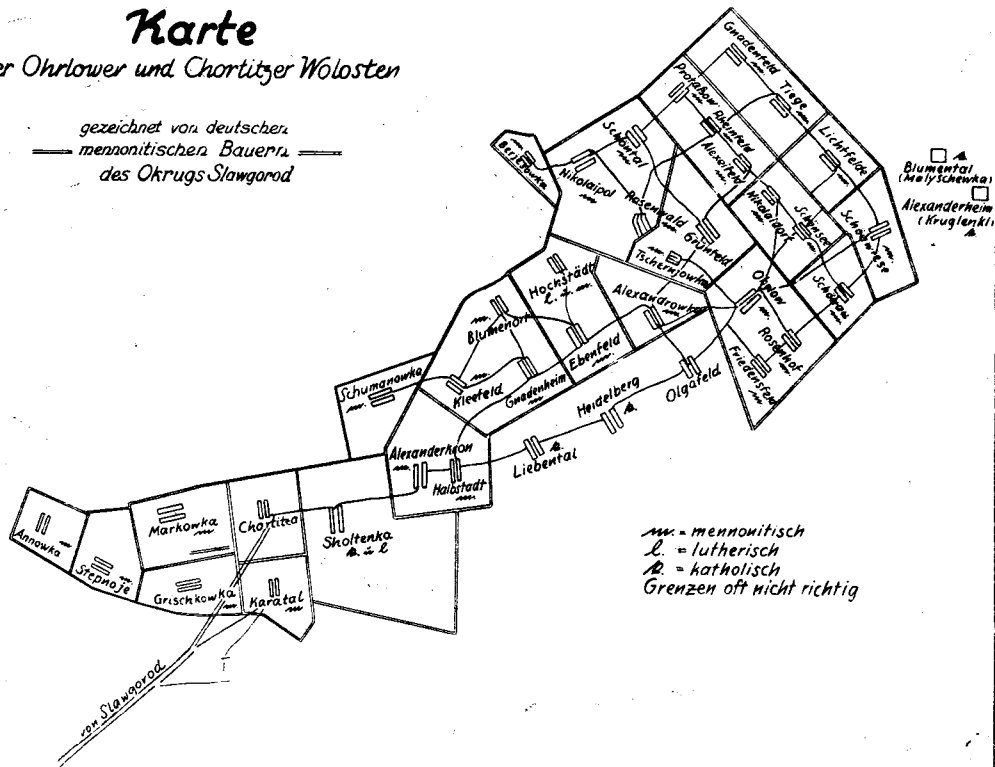
Karte 3: Reise durch die deutschen Dörfer bei Omsk.



Karte 4: Reise durch die deutschen Siedlungen in der Steppe Kulunda.

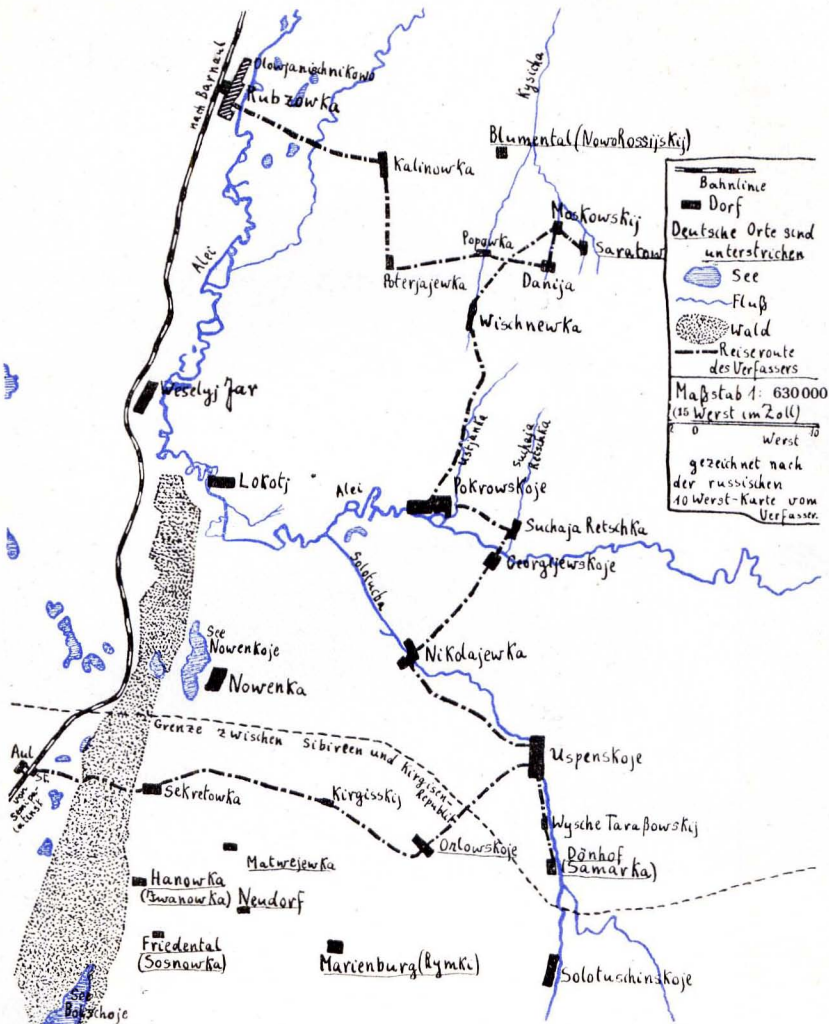
# Karte der Ohrlower und Choritzer Wolosten

gezeichnet von deutscher  
mennonitischen Bauern  
des Okrugs Slawgorod



Karte 5.





Karte 7: Reise durch deutsche Dörfer bei Rubzowka und Aul.